

ГОСУДАРСТВЕННЫЙ КОМИТЕТ РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ
ПО ВЫСШЕЙ ШКОЛЕ
САМАРСКИЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ УНИВЕРСИТЕТ
Кафедра немецкой филологии

АНАЛИЗ ХУДОЖЕСТВЕННОГО ТЕКСТА
(ХРЕСТОМАТИЯ)

Для студентов IV–V курсов специальности
"Романо-германские языки и литература"

Самара
Издательство "Самарский университет"
1993

Составители: канд. филол. наук А. И. Волокитина,
канд. филол. наук Т. Н. Андреюшкина.

© А. И. Волокитина, Т. Н. Андреюшкина, 1992

TEIL I

STOFFE FÜR DIE ANALYSE
DER LITERARISCHEN GENRES

HERR K. UND DIE KATZEN

Herr K. liebte die Katzen nicht. Sie schienen ihm keine Freunde der Menschen zu sein; also war er auch nicht ihr Freund. "Hätten wir gleiche Interessen", sagte er, "dann wäre mir ihre feindselige Haltung gleichgültig". Aber Herr K. verscheuchte die Katzen nur ungern von seinem Stuhl. "Sich zur Ruhe zu legen, ist eine Arbeit", sagte er; "sie soll Erfolg haben". Auch wenn Katzen vor seiner Tür jaulten, stand er auf vom Lager, selbst bei Kälte, und ließ sie in die Wärme ein. "Ihre Rechnung ist einfach", sagte er, "wenn sie rufen, öffnet man ihnen. Wenn man ihnen nicht mehr öffnet, rufen sie nicht mehr. Rufen, das ist ein Fortschritt".
(Aus: B. Brecht. Kalendergeschichten)

FORM UND STOFF

Herr K. betrachtete ein Gemälde, das einigen Gegenständen eine sehr eigenwillige Form verlieh. Er sagte: "Einigen Künstlern geht es, wenn sie die Welt betrachten, wie vielen Philosophen. Bei der Bemühung um die Form geht der Stoff verloren. Ich arbeitete einmal bei einem Gärtner. Er handigte mir eine Gartenschere aus und hieß mich einen Lorbeerbaum beschneiden. Der Baum stand in einem Topf und wurde zu Festlichkeiten ausgeliehen. Dazu mußte er die Form einer Kugel haben. Ich begann sogleich mit dem Abschneiden der wilden Triebe, aber wie sehr ich mich auch mühte, die Kugelform zu erreichen, es wollte mir lange nicht gelingen. Einmal hatte ich auf der einen, einmal auf der andern Seite zuviel weggestutzt. Als es endlich eine Kugel geworden war, war die Kugel sehr klein. Der Gärtner sagte enttäuscht: 'Gut, das ist die Kugel, aber wo ist der Lorbeer?'"

(Aus: B. Brecht. Kalendergeschichten)

VOLLER MORGEN

Die Sonne scheint noch im anderen Land. Der Morgen ist ihr vorausgeeilt. Der Kuckuck läutet mich aus dem Schlaf. Auf einem Koppelpfahl hupt der Wiedehopf. Die Pferde brummeln. Die Stute streckt sich; ihr Fohlen ruht noch. Der Hengst beäugt mich. Zu halber Nacht hörte ich seinen Hufgruß in meiner Kammer. Unergründlich ist die Schlafzeit der Pferde!

Der Zwerghahn breitet die Flügel aus und kraht, dann drängt er die Hennen zur Tauwurmsuche. Die Ente schiebt Daunen auf ihr Gelege und frißt dann hastig. Ihre Augen sind dem Nest zugewandt. Der Erpel zieht zögernd als Einspann zum Bach.

Wie wohl verstehen die Tauben den Morgen! Sie rollen und purzeln im Wiesendunst. Der Wermut erwacht, und die Lichtneiken tun sich auf. Der Löwenzahn hebt seine Kinderkerzen. Ich geh an mein Werk und treibe, so hoffe ich, ein Blatt.

(Aus: E. Strittmatter. Schulzenhofer Kramkalender)

DIE KATZE

In den Geshichten vom Herrn Keuner * gibt's eine Stelle, aus der hervorgeht, daß Herr Keuner-Brecht Katzen nicht besonders liebt; einer Katze aber, die sich zur Ruhe hingestreckt habe, zolle auch er den nötigen Respekt vor dieser Arbeit. Herr Keuner-Brecht hatte also die Katzen gut beobachtet.

Eines Abends kam ich zu Brecht und sah ein schwarz-weißes Kätzchen auf seinem Abendbrottisch. Die Wurst hatte es schon von den Broten gefressen, und jetzt leckte es die Butter ab. "Schau an, Herr Keuner und die Katzen!" sagte ich in der Art, wie wir uns gegenseitig zu frotzeln pflegten. Er sagte oft: "Guhn Abend! ** Wie

* Ein Teil der "Kalendergeschichten" von Brecht, vereinigt durch die aphoristisch zugespitzten Dialoge und Spruchweisheiten Herrn Keuners, d. h. Brechts selbst.

** Dialektal.

geht's dem Pferd?" und spielte auf meine Pferdenarrheit an. Ich stellte fest, daß er von seinem Arbeitsplatz geflüchtet war, damit sich die Katze dort tummeln konnte. Er wurde verlegen, nahm die Sache ernst und gab Erklärungen ab, wieso man eine Katze, wenn sie sich einmal eingefunden habe, nicht sofort und ohne weiteres abschieben könne, und man müsse dies und das berücksichtigen. Aber die Katze fraß, ungerührt von allen Theorien, Brechts Abendbrot. Bei späteren Besuchen sah ich die Katze wieder. Sie war noch frecher geworden, und meine Frotzeleien wurden nachdrücklicher, weil es mir, ich gesteh es, Spaß machte, ihn, der sonst so schlagfertig war, immer aufs neue in Verlegenheit zu bringen und in Katzendiskussionen zu verwickeln. Und ich spielte auf das kleine Organon * an, und daß das eine eben die Theorie und ein anderes die Praxis sei und daß man es doch an der Keuner-Katze sehen könne.

"Natürlich", sagte er, "dös möcht auch gräßlich ausschaun, wenn dein Pferd sich auf'm Abendbrottisch wälzen wollt!"**

(Aus: Strittmatter E. Schulzenhofer Kramkalender).

WILDGÄNSE II

Abend ist's, und ich höre die Gänse.

Niedrig ziehen sie über den Hof. Suchende Wanderer im mondigen Nebel. Krächzend kreisen sie über den Wiesen. Suchen sie Futter? Suchen sie Wasser? Was sie auch suchen, mir bleibt die Hoffnung: Noch wird's nicht Winter; die Gänse ziehn nordwärts.

(Aus: Strittmatter E. Schulzenhofer Kramkalender).

* Hier spielt E. Strittmatter auf Brechts "Kleines Organon für das Theater" an, eine der Schriften, wo B. Brecht seine Theorie des epischen Theaters begründet hat.

** Dialektal.

DIE GUDRUNSAGE

In Irland herrschte einst ein mächtiger König. Seinem Befehl gehorchten Recken aus den angesehensten Geschlechtern des Reiches. Viele Bauern dienten ihm mit reichen Abgaben. In seinen Waffenkammern fanden sich Rüstungen, Helme, Kettenpanzer, Schilde und Schwerter in solcher Fülle, wie sie kaum ein anderer König aufzuweisen hatte. Auch übertraf er in der Zahl edler Pferde, in den Kostbarkeiten seiner Gewölbe und im Prunk der Gewänder die Hofhaltung aller bekannten Herrscher jener Zeit.

Macht und Reichtum aber verführten den König nicht zum Übermut. Er regierte gerecht, er bestrafte die Schuldigen, schützte die Armen und zeigte sich freigebig gegenüber seinen Vasallen.

Seine Frau, die Königin, war die Tochter eines gleichfalls angesehenen norwegischen Herrschers. Die Hochzeit mit ihr hatte den Ruhm des jungen irlandischen Fürsten vermehrt. Zu beider Freude wurde ihnen ein Sohn geboren, dem sie den Namen Hagen gaben. Der Knabe wurde sorgfältig erzogen. Er sollte ein Mann werden, der sich im Kampf behaupten konnte, ohne dabei ritterliches Verhalten zu verletzen.

Schon mit sieben Jahren hielt sich Hagen am liebsten bei den Kriegern seines Vaters auf. Er versuchte mit seinen schwachen Kräften das Schwert zu führen und den schweren Buckelschild zu heben. Wenn sie seinen Eifer sahen, lachten die Recken gutmütig und hoben ihn auf ihre Arme. Sie waren gewiß, daß Hagen die Hoffnungen seiner Eltern erfüllen werde.

Eines Tages sagte die Königin zu ihrem Gemahl: "Uns gerät alles nach Wunsch, aber das Leben hier am Hofe spiegelt so gar nicht unsere Freude wider. Warum sollen wir nicht einmal froh sein und feiern, wie es den Landesherren ansteht?"

Der König dachte über den Vorschlag nach und antwortete: "Du magst deinen Willen haben. Ich will die Fürsten des Landes einladen und auch deine Verwandten bitten. Im Kampfspiel werden wir unsere Kräfte messen. Die Sieger will ich reich belohnen, und an Speise und Trank wird auch kein Mangel sein. So stärken wir unser Ansehen."

Es geschah, wie der König versprochen hatte. Aber zum ersten Mal lieb es der irländische Herrscher am rechten Maß fehlen. Einmal zu dem Fest entschlossen, sollte es alles übertreffen, was man bisher von Feierlichkeiten gehört hatte. Reitende Boten durchquerten das Land nach allen Himmelsrichtungen und luden viele tausend Fürsten und Ritter ein. Inzwischen richteten des Königs Gefolgsleute vor der Burg einen großen neuen Turnierplatz her. Wochenlang mußten die Bauern Holz herbeifahren, daraus zimmerten sie Bänke und Tische und stellten sie im Freien auf. Die Zahl der Geladenen war so groß, daß sie nie und nimmer im Burghof Platz gefunden hatten. Truchsesse und Mundschenke bereiteten eine reiche Tafel vor. Und die Königin lieb täglich neue Kleider und kostbaren Schmuck aus den Truhen holen. Mit Bedacht wählte sie das Beste für Gastgeschenke aus. Schon bei der Ankunft sollten die Fremden spüren, in welch mächtiges und reiches Land sie gekommen waren.

So vergingen der Winter und das Frühjahr. Erst der Sommer aber trocknete die Wege und war die Zeit der Feste. Von überall her kamen die Gäste, sie wurden beschenkt und bewirtet, wie König und Königin es vorausgesagt hatten. Zum Dank ließen sie es an Zeichen der Freude und Anerkennung nicht fehlen. Die Fürsten und Ritter übten sich im Reiterspiel. Roß und Leib gepanzert, sprengten sie aufeinander zu und versuchten sich mit der Lanze aus dem Sattel zu stoßen. Die adligen Frauen aber schauten von den Zinnen der Burg herab zu und belohnten die Sieger mit huldvollem Lächeln.

Hagen verfolgte das Turnier mit glänzenden Augen. Wie gern hätte er mitgefochten, aber die Damen aus dem Gefolge der Mutter achteten streng darauf, daß er den Hufen der Streitrosse nicht zu nahe kam. Sie wollten ihn vor Unglück bewahren. Doch das lieb nicht auf sich warten.

DIE ARGONAUTEN

... Medea blieb allein, und die Finsternisse, mit deren Göttern und Dämonen sie so lange vertraulich umgegangen war, senkten sich auf sie herab. Noch einmal versuchte sie mit bitteren Worten den Iason zu veranlassen, seine Absichten zu verändern. Aber Iason war unzugänglich, lediglich Geld und Empfehlungsbriefe versprach er ihr und den Kindern. Als er ging, sag Medea ihm lange nach und sagte zu sich: Geh nur, du wirst eine Hochzeit feiern, die dich reuen wird. Sie bat Iason noch einmal um eine Unterredung, die er ihr auch gewährte, und tat so, als bereue sie ihren eigenen Zorn und als ginge sie auf seine Wünsche ein. Auch sagte sie, sie sei gewiß, er werde später seine Kinder zurückholen und sie zusammen mit jenen andern Kindern, die er mit der Kreon-Tochter haben würde, aufziehen. Iason freute sich über ihre versöhnlichen Worte, und als sie ihn bat, die Kinder doch lieber hierzubehalten, sie wolle allein fortgehen, war er einverstanden.

Medea sagte Iason, sie wolle, um den Kreon und seine Tochter Glauke ebenfalls für diesen Plan einzunehmen, der Glauke Brautgeschenke bringen lassen. Es waren herrliche Gewänder, die Medea mit giftigen Zaubermitteln getränkt hatte. Iason selbst brachte, in Begleitung seiner Söhne, der Glauke diese Gewänder, die von ihrem Anblick ganz bezaubert war. Kaum hatte Iason mit seinen Söhnen die Braut verlassen, als Glauke schnell und gierig die Gewänder anlegte. Sie lief von Spiegel zu Spiegel, um sich zu bewundern, aber plötzlich erblaßte sie und brach zusammen. Die Gewänder verzehrten sie, und ein vergoldeter Kranz, den ihr Medea ebenfalls geschickt und den sie aufs Haar gesetzt hatte, stand plötzlich in Flammen. So fand sie Kreon, der sich schreiend über sie warf und nun ebenfalls von dem Gift der Gewänder ergriffen wurde.

In der Ferne schwoll ein Toben an, die Botschaft verbreitete sich überallhin und erreichte Medea. Aber die war noch nicht am Ende ihrer Rache. Sie trat in die Kammer, in der ihre Söhne schliefen. Iason hatte das Ungeheure gehört. Das nackte Schwert in der Hand, stürzte er ins Haus, um Medea zu suchen. Aber da vernahm

er nur das Röcheln der Kinder, die auf ihren Betten verbluteten. Er stand noch erstarrt, als sich über ihm ein Rauschen erhob. Er blickte nach oben und sah Medea, wie sie auf einem mit Drachen bespannten Wagen durch die Lüfte dahinjagte und verschwand. In diesem Augenblick überdachte Iason sein ganzes Leben. Er hatte das Gewaltigste versucht, er hatte das nie geschaute, von allen ersehnte Goldene Vlies gesucht und gefunden, er hatte die Edelsten um sich gesammelt und mit ihnen gemeinsam unaussprechliche Gefahren, Hunger und Durst, Kälte und Hitze und die immerwährende Nähe des Todes ertragen. Er hatte das Goldene Vlies in die Heimat zurückgebracht, wo es wieder in irgendeinem heiligen Hain hing, schon jetzt fast vergessen. Um des großen Zieles willen hatte er Lüge und Verrat und viele Verbrechen auf sich genommen.

Über Iasons Ende weiß man nichts Genaues. Manche sagen, er habe sich nach dem Tod seiner Kinder und der Flucht der Medea in sein Schwert gestürzt. Andere behaupten, er sei keiner Tat mehr fähig gewesen, sondern habe in einer Art Erstarrung seinem Tode entgegengelebt.

DER LÖWE UND DIE MÜCKE

Ein junger Held vom muntern Heere,
das nur der Sonnenschein belebt
und das mit saugendem Gewehre
nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
doch die man noch, zum großen Glücke,
durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Taten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
fand sie, entfernt von ihrer Schar,
im Schlummer einen Löwen liegen,
der von der Jagd entkräftet war.
"Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen",
schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
"Jetzt will ich hin und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!"

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht und flieht mit schnellem Schwunge,
stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er tot? Das heiß ich Wut!
Zu mörderisch war der Mücke Degen:
doch sagt, ob er nicht Wunder tut?

"Ich bin es, die den Wald befreiet,
wo seine Mordsucht sonst getobt.
Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!"
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
um ihre laute Siegerin.
"Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?"

"Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
Ich hätte es selber nicht gedacht.
Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen.
Der Anfang ist zu schön gemacht."
Doch unter diesen Siegesliedern,
da jede von Triumphen sprach,
erwacht der matte Löwe wieder
und eilt erquickt dem Raube nach.

G. Chr. Lichtenberg

DIE BEIDEN MAGNETNADELN

Zwei Magnetnadeln waren frei nebeneinander aufgehängt, freige-
nug, sich wechselweise zu ziehen und mit ihren Spitzen
zusammenzukommen. Dieses bemerkte ein Knabe und wollte die Spitzen
trennen, sie zogen sich aber immer wieder an und schienen sich
besonders zu lieben. "Was ist die Ursache?", fragte er den
Informator, "daß die Spitzen nicht voneinander wollen?" Dieser
erklärte ihm hierauf kurz die ersten Eigenschaften der Magneten und
schloß damit, daß diese Spitzen, die sich hier so zu küssen
schienen, die ungleichnamigen Pole dieser Magneten waren. "Das ist
aber doch schade", erwiderte der Knabe, "daß Dinge, die so sehr
zusammenzugehören scheinen, so entgegengesetzte Namen führen; machen
Sie sie doch gleichnamig, das klingt ja freundschaftlicher". Mit
einem einzigen Strich machte der Informator eben diese beiden
Spitzen gleichnamig, und nun wendeten sie sich den Rücken und
stießen einander ab.

[DIE STACHELSCHWEINE] *

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Wärme sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder zu nahe zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. - So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eignen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein bestehn kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: Keep your distance!** - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. - Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben noch zu empfangen.

* Der Titel in eckigen Klammern stammt vom Herausgeber.

** (engl.) Halte Abstand!

CHINESISCHE LEGENDE

Von Meng Hsia wird berichtet:

Als ihm zu Ohren kam, daß neuerdings die Jungen Künstler sich darin übten, auf dem Kopfe zu stehen, um eine neue Weise des Sehens zu erproben, unterzog Meng Hsia sich sofort ebenfalls dieser Übung, und nachdem er es eine Weile damit probiert hatte, sagte er zu seinen Schülern: "Neu und schöner blickt die Welt mir ins Auge, wenn ich mich auf den Kopf stelle".

Dies sprach sich herum, und die Neuerer unter den jungen Künstlern rühmten sich dieser Bestätigung ihrer Versuche durch den alten Meister nicht wenig.

Da dieser als recht wortkarg bekannt war und seine Jünger mehr durch sein bloßes Dasein und Beispiel erzog als durch Lehren, wurde jeder seiner Aussprüche beachtet und weiter verbreitet.

Und nun wurde, bald nachdem jene Worte die Neuerer entzückt, viele Alte aber befremdet, ja erzürnt hatten, schon wieder ein Ausspruch von ihm bekannt. Er habe, so erzählte man, sich neuestens so geäußert:

"Wie gut, daß der Mensch zwei Beine hat! Das Stehen auf dem Kopf ist der Gesundheit nicht zuträglich, und wenn der auf dem Kopf Stehende sich wieder aufrichtet, dann blickt ihm, dem auf den Füßen Stehenden, die Welt doppelt so schön ins Auge".

An diesen Worten des Meisters nahmen sowohl die Jungen Kopfsteher, die sich von ihm verraten oder verspottet fühlten, wie auch die Mandarine großen Anstoß.

"Heute, so sagten die Mandarine, behauptet Meng Hsia dies, und morgen das Gegenteil. Es kann aber unmöglich zwei Wahrheiten geben. Wer mag den unklug gewordenen Alten da noch ernst nehmen?"

Dem Meister wurde hintergebracht, wie die Neuerer und wie die Mandarine über ihn redeten. Er lachte nur. Und da die Seinen ihn um eine Erklärung baten, sagte er:

"Es gibt die Wirklichkeit, ihr Knaben, und an der ist nicht zu rütteln. Wahrheiten aber, nämlich in Worten ausgedrückte Meinungen über das Wirkliche, gibt es unzählige, und jede ist ebenso richtig wie sie falsch ist".

Zu weiteren Erklärungen konnten ihn die Schüler, so sehr sie sich bemühten, nicht bewegen.

LEGENDE

Als noch, verkannt und sehr gering,
unser Herr auf der Erde ging
und viele Jünger sich zu ihm fanden,
die sehr selten sein Wort verstanden,
liebt' er sich gar über die Maßen,
seinen Hof zu halten auf der Straßen,
weil unter des Himmels Angesicht
man immer besser und freier spricht.
Er lieb sie da die höchsten Lehren
aus seinem heiligen Munde hören;
besonders durch Gleichsinn und Exempel
macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistes Ruh'
mit ihnen einst einem Städtchen zu,
sah etwas blinken auf der Straß',
das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
Heb doch einmal das Eisen auf!
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
er hatte soeben im Gehen geträumt,
so was vom Regiment der Welt,
was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
hätte müssen Kron' und Zepter sein;
aber wie sollt' er seinen Rücken
nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
und tut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
hebt selber das Hufeisen auf
und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
geht er vor eines Schmiedes Tür,
nimmt von dem Mann drei Piennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
kauft ihrer, so wenig oder so viel,
als man für einen Dreier geben will,
die er sodann nach seiner Art
ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
durch Wies' und Felder ohne Haus;
auch war der Weg von Bäumen bloß;
die Sonne schien, die Hitz' war groß,
so daß man viel an solcher Stätt'
für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
als wenn es ein goldner Apfel wär';
das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
sich um geringere Mühe macht.

MENSCHLICHES GUT

Es war einmal ein Mann, der alles hatte, was das Herz des Menschen begehren kann. Die Himmlischen hatten ihn mit Jugend , Schönheit und Kraft des Körpers geziert, sie hatten die Größe des Geistes in sein Haupt gelegt, Gott hat ihm Macht und großen Reichtum anvertraut und ihm das Schicksal vieler Menschen in die Hände gegeben. Er leitete dieses Schicksal so, daß ihm die Liebe aller Herzen entgegenkam, und er verwendete den Reichtum zum Guten, daß der Dank vieltausendfältig zu ihm emportstieg. Da er die Liebe der Menschen hatte; da alles Volk begeistert war und jubelte, wenn er sich zeigte; da im Wollen und Vollbringen die ebene, spiegelnde Bahn vor ihm lag; da die Dinge der Welt sich vor ihm auftaten und sich ihm hingaben - da er alles hatte, da das Glück in vollem Umfange sein war: gewann er doch noch etwas, ein anscheinend Kleines - das einzige Herz eines Menschen; er gewann es so, daß das Herz keine Freude kannte als die seine, daß es kein Glück für dasselbe gab als das seine, daß es aufhörte, selber zu bestehen, und fortan nur in ihm bestand. Er gab sich auch dem Herzen so, daß dessen Glück sein eignes war, daß dessen Freude seine eigne war, daß er ihm alles, alles hatte geben mögen, um nur seine Schönheit und seine Güte zu belohnen. Da er dieses Herz in seine Wohnung eingeführt, da es abgeschlossen von den vielen tausend Menschen und Dingen dieser Welt mit ihm allein in dem Gemache war, welches für alle Zeit des Lebens ihr gemeinschaftliches sein sollte, da sagte der Mann: "Die Dinge der Welt, die Macht, die Neigung von tausend und tausend Herzen zu mir haben mir das Glück gegeben; dieses eine Herz, dieses einzige Herz gibt mir die Seligkeit".

ES WAR EINMAL EIN ARM KIND

Es war einmal ein arm Kind und hatt' kein Vater und keine Mutter, war alles tot, und war niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es is hingangen und hat gesucht Tag und Nacht. Und weil auf der Erde niemand mehr war, wollt's in Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an; und wie es endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz. Und da is es zur Sonn gangen, und wie es zur Sonn kam, waren's kleine goldne Mücken, die waren angesteckt, wie der Neuntöter sie auf die Schlehen steckt. Und wie's wieder auf die Erde wollt, war die Erde ein umgestürzter Hafen. Und es war ganz allein. Und da hat sich's hingesetzt und geweint, und da sitzt es noch und is ganz allein.

K. Tucholsky

MÄRCHEN

Es war einmal ein Kaiser, der über ein unermeßlich großes, reiches und schönes Land herrschte. Und er besaß wie jeder andere Kaiser auch eine Schatzkammer, in der inmitten all der glänzenden und glitzernden Juwelen auch eine Flöte lag. Das war aber ein merkwürdiges Instrument. Wenn man nämlich durch eins der vier Löcher in die Flöte hineinsah, - oh! was gab es da nicht alles zu sehen! Da war eine Landschaft darin, klein aber voller Leben: eine Thomasche Landschaft mit Böcklinschen Wolken und Leistikowschen Seen. Rezniceksche Dämchen rumpften die Nasen über Zillesche Gestalten, und eine Bauerndirne Meuniers trug einen Arm voll Blumen. Orliks - kurz, eine ganz moderne Richtung war in der Flöte.

Und was machte der Kaiser damit? Er piff drauf.

ES IST EIN SCHNEE GEFALLEN

Es ist ein Schnee gefallen,
Und es ist doch nit Zeit.
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.
Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
mein Stüblein ist mir kalt.
Ach Lieb, laß dich erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schleuB mich in dein Arme,
So fährt der Winter dahin.

Volkslied

ICH SOLLT EIN NÖNNLEIN WERDEN

Ich sollt ein Nönnlein werden,
ich hatt' keine Lust darauf:
ich eß nicht gerne Gerste,
auch steh nicht gern früh auf!
Gott geb dem Klaffer Unglück viel,
der mich armes Mädelein
ins Kloster bringen will.
Ins Kloster, ins Kloster,
da geh ich nicht hinein,
da schneidt man mir die Haare ab,
das bringt mir schwere Pein!
Gott geb dem Klaffer Unglück viel,
der mich armes Mädelein
ins Kloster bringen will!

Und wann es kommt um Mitternacht,
schlägt man das Glöcklein an,
so hab ich armes Mägdlein
auch keinen Schlaf getan!
Gott geb dem Klaffer Unglück viel,
der mich armes Mägdlein
ins Kloster bringen will!
Und wenn ich vor die Äbtissin komm,
so sieht sie mich sauer an;
viel lieber wollt ich freien
ein' hübschen jungen Mann,
und der mein steter Buhle mag sein,
so wär ich armes Mägdlein
des Fastens und Betens frei.
Ade, ade, feins Klösterlein,
ade, gehab dich wohl!
Ich weiß einen Herzallerliebsten mein,
der mich erfreuen soll!
Auf ihn setz ich mein Zuversicht.
Ein Nönnlein werd ich nimmer nicht!
Ade, feins Klösterlein!

HERR VON FALKENSTEIN

Es reit der Herr von Falkenstein
wohl über eine breite Heide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
ein Mädel mit weißem Kleide.
"Wohin, wonaus, du schöne Magd?
was macht ihr hier alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Schlafbude sein,
so reitet ihr mit mir heime!"
"Mit euch heimreiten, das tu ich nicht,
kann euch doch nicht erkennen".

"Ich bin der Herr von Falkenstein
und tu mich selber nennen".
"Seid ihr der Herr von Falkenstein,
derselbe edle Herre,
so will ich euch bitten um'n Gefangnen mein,
den will ich haben zur Ehe".
"Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
im Thurn muB er verfaulen!
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurn
wohl zwischen zwei hohen Mauren".
"Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurn
wohl zwischen zwei hohen Mauren,
so will ich an die Mauren stehn
und will ihm helfen trauren".
Sie ging den Thurn wol um und wieder um:
"Feinslieb, bist du darinnen?
und wenn ich dich nicht sehen kann,
so komm ich von meinen Sinnen".
Sie ging den Thurn wol um und wieder um,
den Thurn wollt sie aufschließen:
"Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
keine Stund tät mich verdrießen!
"Ei dürft ich scharfe Messer tragen
wie unsers Herrn sein' Knechte:
ich tät mit'm Herrn von Falkenstein
um meinen Herzliebsten fechten!"
"Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
das wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen gebn;
zieh mit ihm aus dem Lande!"
"Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
hab niemals was gestohlen;
und wenn ich was hab liegen lan,
so darf ichs wieder holen."

ES WAREN ZWEI GESPIELEN

Es waren zwei Gespielen,
Die gingen beide spazieren;
Die eine führt ein' frischen Mut,
Die andre weint so sehre.

"Gespiele, liebste Gespiele mein,
Was weinest du so sehre?
Weinst du um deines Vaters Gut,
Oder weinst du um deine Ehre?"

"Ich wein' nicht um meines Vaters Gut,
Wein' auch nicht um meine Ehre:
Wir haben beide e i n e n Knaben lieb,
Daraus können wir uns nicht teilen".

"Gespiele, liebste Gespiele mein,
Laß mir den Knaben alleine!
Ich will dir meinen Bruder geb'n
Und Vaters Gut zu Teile!"

"Ei deinen Bruder, den mag ich nicht,
Noch Vaters Gut zum Teile;
Ich will nicht Silber, nicht rotes Gold,
Will meinen Schatz alleine".

Der Knab wohl hinter der Linde stand
Und hört der Red ein Ende:
"Ach groBer Gott vom Himmel herab!
Zu welcher soll ich mich wenden?

Wend ich mich zu der Reichen,
So weinet meines Gleichen;
Wend ich mich zu der Armen,
Da geht's, daß Gott erbarme!

Und wenn die Reiche einen Taler hat,
So verzehrt sie ihn alleine;
Und wenn die Arme einen Groschen hat,
So tut sie ihn mit mir teilen.

So will ich die Reiche fahren lan
Und mich zur Armen kehren;
Wir beide sind noch jung und stark,
Wir werden uns schon ernähren!"

Heinrich Heine

LORELEI

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
hebt selber das Hufeisen auf
und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
geht er vor eines Schmiedes Tür,
nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
kauft ihrer, so wenig oder so viel,
als man für einen Dreier geben will,
die er sodann nach seiner Art
ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
durch Wies' und Felder ohne Haus;
auch war der Weg von Bäumen bloß;
die Sonne schien, die Hitz' war groß,
so daß man viel an solcher Stätt'
für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
als wenn es ein goldner Apfel wär';
das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
sich um geringere Mühe macht.

MENSCHLICHES GUT

Es war einmal ein Mann, der alles hatte, was das Herz des Menschen begehren kann. Die Himmlischen hatten ihn mit Jugend , Schönheit und Kraft des Körpers geziert, sie hatten die Größe des Geistes in sein Haupt gelegt, Gott hat ihm Macht und großen Reichtum anvertraut und ihm das Schicksal vieler Menschen in die Hände gegeben. Er leitete dieses Schicksal so, daß ihm die Liebe aller Herzen entgegenkam, und er verwendete den Reichtum zum Guten, daß der Dank vieltausendfältig zu ihm emportstieg. Da er die Liebe der Menschen hatte; da alles Volk begeistert war und jubelte, wenn er sich zeigte; da im Wollen und Vollbringen die ebene, spiegelnde Bahn vor ihm lag; da die Dinge der Welt sich vor ihm auftaten und sich ihm hingaben - da er alles hatte, da das Glück in vollem Umfange sein war: gewann er doch noch etwas, ein anscheinend Kleines - das einzige Herz eines Menschen; er gewann es so, daß das Herz keine Freude kannte als die seine, daß es kein Glück für dasselbe gab als das seine, daß es aufhörte, selber zu bestehen, und fortan nur in ihm bestand. Er gab sich auch dem Herzen so, daß dessen Glück sein eignes war, daß dessen Freude seine eigne war, daß er ihm alles, alles hatte geben mögen, um nur seine Schönheit und seine Güte zu belohnen. Da er dieses Herz in seine Wohnung eingeführt, da es abgeschlossen von den vielen tausend Menschen und Dingen dieser Welt mit ihm allein in dem Gemache war, welches für alle Zeit des Lebens ihr gemeinschaftliches sein sollte, da sagte der Mann: "Die Dinge der Welt, die Macht, die Neigung von tausend und tausend Herzen zu mir haben mir das Glück gegeben; dieses eine Herz, dieses einzige Herz gibt mir die Seligkeit".

ES WAR EINMAL EIN ARM KIND

Es war einmal ein arm Kind und hat kein Vater und keine Mutter, war alles tot, und war niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es is hingangen und hat gesucht Tag und Nacht. Und weil auf der Erde niemand mehr war, wollt's in Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an; und wie es endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz. Und da is es zur Sonn gangen, und wie es zur Sonn kam, waren's kleine goldne Mücken, die waren angesteckt, wie der Neuntöter sie auf die Schlehen steckt. Und wie's wieder auf die Erde wollt, war die Erde ein umgestürzter Hafen. Und es war ganz allein. Und da hat sich's hingesetzt und geweint, und da sitzt es noch und is ganz allein.

K. Tucholsky

MÄRCHEN

Es war einmal ein Kaiser, der über ein unermeßlich großes, reiches und schönes Land herrschte. Und er besaß wie jeder andere Kaiser auch eine Schatzkammer, in der inmitten all der glänzenden und glitzernden Juwelen auch eine Flöte lag. Das war aber ein merkwürdiges Instrument. Wenn man nämlich durch eins der vier Löcher in die Flöte hineinsah, - oh! was gab es da nicht alles zu sehen! Da war eine Landschaft darin, klein aber voller Leben: eine Thomasche Landschaft mit Böcklinschen Wolken und Leistikowschen Seen. Rezniceksche Dämchen rumpften die Nasen über Zillesche Gestalten, und eine Bauerndirne Meuniers trug einen Arm voll Blumen Orliks - kurz, eine ganz moderne Richtung war in der Flöte.

Und was machte der Kaiser damit? Er pfiß drauf.

ES IST EIN SCHNEE GEFALLEN

Es ist ein Schnee gefallen,
 Und es ist doch nit Zeit.
 Man wirft mich mit den Ballen,
 Der Weg ist mir verschneit.
 Mein Haus hat keinen Giebel,
 Es ist mir worden alt,
 Zerbrochen sind die Riegel,
 mein Stüblein ist mir kalt.
 Ach Lieb, laß dich erbarmen,
 Daß ich so elend bin,
 Und schleuB mich in dein Arme,
 So fährt der Winter dahin.

Volkslied

ICH SOLLT EIN NÖNNLEIN WERDEN

Ich sollt ein Nönnlein werden,
 ich hatt' keine Lust darauf:
 ich eß nicht gerne Gerste,
 auch steh nicht gern früh auf!
 Gott geb dem Klaffer Unglück viel,
 der mich armes Mädelein
 ins Kloster bringen will.
 Ins Kloster, ins Kloster,
 da geh ich nicht hinein,
 da schneidt man mir die Haare ab,
 das bringt mir schwere Pein!
 Gott geb dem Klaffer Unglück viel,
 der mich armes Mädelein
 ins Kloster bringen will!

Und wann es kommt um Mitternacht,
schlägt man das Glöcklein an,
so hab ich armes Magdelein
auch keinen Schlaf getan!
Gott geb dem Kläffer Unglück viel,
der mich armes Magdelein
ins Kloster bringen will!
Und wenn ich vor die Äbtissin komm,
so sieht sie mich sauer an;
viel lieber wollt ich freien
ein' hübschen jungen Mann,
und der mein steter Buhle mag sein,
so wär ich armes Magdelein
des Fastens und Betens frei.
Ade, ade, feins Klösterlein,
ade, gehab dich wohl!
Ich weiß einen Herzallerliebsten mein,
der mich erfreuen soll!
Auf ihn setz ich mein Zuversicht.
Ein Nonnlein werd ich nimmer nicht!
Ade, feins Klösterlein!

HERR VON FALKENSTEIN

Es reit der Herr von Falkenstein
wohl über eine breite Heide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
ein Mädel mit weißem Kleide.
"Wohin, wonaus, du schöne Magd?
was macht ihr hier alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Schlafbube sein,
so reitet ihr mit mir heime!"
"Mit euch heimreiten, das tu ich nicht,
kann euch doch nicht erkennen".

"Ich bin der Herr von Falkenstein
und tu mich selber nennen".
"Seid ihr der Herr von Falkenstein,
derselbe edle Herre,
so will ich euch bitten um'n Gefangnen mein,
den will ich haben zur Ehe".
"Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
im Thurn muB er verfaulen!
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurn
wohl zwischen zwei hohen Mauren".
"Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurn
wohl zwischen zwei hohen Mauren,
so will ich an die Mauren stehn
und will ihm helfen trauren".
Sie ging den Thurn wol um und wieder um:
"Feinslieb, bist du darinnen?
und wenn ich dich nicht sehen kann,
so komm ich von meinen Sinnen".
Sie ging den Thurn wol um und wieder um,
den Thurn wollt sie aufschlieBen:
"Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
keine Stund tät mich verdrieBen!
"Ei dürft ich scharfe Messer tragen
wie unsers Herrn sein' Knechte:
ich tät mit'm Herrn von Falkenstein
um meinen Herzliebsten fechten!"
"Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
das wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangenen gebn;
zieh mit ihm aus dem Lande!"
"Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
hab niemals was gestohlen;
und wenn ich was hab liegen lan,
so darf ichs wieder holen."

ES WAREN ZWEI GESPIELEN

Es waren zwei Gespielen,
Die gingen beide spazieren;
Die eine führt ein' frischen Mut,
Die andre weint so sehre.

"Gespiele, liebste Gespiele mein,
Was weinst du so sehre?
Weinst du um deines Vaters Gut,
Oder weinst du um deine Ehre?"

"Ich wein' nicht um meines Vaters Gut,
Wein' auch nicht um meine Ehre:
Wir haben beide e i n e n Knaben lieb,
Daraus können wir uns nicht teilen".

"Gespiele, liebste Gespiele mein,
Laß mir den Knaben alleine!
Ich will dir meinen Bruder geb'n
Und Vaters Gut zu Teile!"

"Ei deinen Bruder, den mag ich nicht,
Noch Vaters Gut zum Teile;
Ich will nicht Silber, nicht rotes Gold,
Will meinen Schatz alleine".

Der Knab wohl hinter der Linde stand
Und hört der Red ein Ende:
"Ach großer Gott vom Himmel herab!
Zu welcher soll ich mich wenden?"

Wend ich mich zu der Reichen,
So weinet meines Gleichen;
Wend ich mich zu der Armen,
Da geht's, daß Gott erbarme!

Und wenn die Reiche einen Taler hat,
So verzehrt sie ihn alleine;
Und wenn die Arme einen Groschen hat,
So tut sie ihn mit mir teilen.

So will ich die Reiche fahren lan
Und mich zur Armen kehren;
Wir beide sind noch jung und stark,
Wir werden uns schon ernähren!"

Heinrich Heine

LORELEI

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

C. Brentano

LORE LAY

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zuschanden
Der Männer ringsumher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr!

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt!

Er sprach zu ihr gerührt:
"Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführt
Zu böser Zauberei?"

"Herr Bischof, laßt mich sterben
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht!
4-3373

die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab -
O legt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!" -

"Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennst,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt!

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay,
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei!"

"Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr,
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her!

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land!

Die Augen sanft und milde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Die sind mein Zauberkreis!

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz tut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh!

Dum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist!"

Drei Ritter läßt er holen:
"Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'!"

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

"O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß!

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein!"

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rösse unter an
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: "Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein!

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!" -
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzt in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat das Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner Drei.

VANITAS, VANITATUM ET OMNIA VANITAS
ES IST ALLES GANZ EITEL. ECCL. I. V. 2

Ich seh, wohin ich seh, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein,
Wo itzt die Städte stehn so herrlich, hoch und fein,
Da wird in kurzem gehn ein Hirt mit seinen Herden.

Wo itzt so prächtig blüht, wird bald zutreten werden.
Der itzt so pocht und trotzt, läßt übrig Asch und Bein.
Nichts ist, das auf der Welt könnt unvergänglich sein.
Itzt scheint des Glückes Sonn, bald donnert's mit Beschwerden;

Der Taten Herrlichkeit muß wie ein Traum vergehn.
Sollt denn die Wasserblas, der leichte Mensch, bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir vor köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Heu, Staub, Asch und Wind,
Als eine Wiesenblum, die man nicht wiederfind'.
Noch will, was ewig ist, kein einig Mensch betrachten.

DAS HUNGERNDE KIND

"Mutter, Mutter! Es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst stirb ich!"
"Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen."

Als es nun gesäet war,
Sprach das Kind noch immerdar:
"Mutter, Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst stirb ich!"
"Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir schneiden."

Als es nun geschnitten war,
Sprach das Kind noch immerdar:
"Mutter, Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst stirb ich!"
"Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir dreschen."

Als es nun gedroschen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
"Mutter, Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst stirb ich!"
"Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir mahlen."

Als es nun gemahlen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
"Mutter, Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst stirb ich!"
"Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir backen."

Als es nun gebacken war,
Lag das Kind auf dem Totenbahr.

Fr. Hölderlin

NATUR UND KUNST
ODER SATURN UND JUPITER

Du waltest hoch am Tag und es blühet dein
Gesetz, du hältst die Waage, Saturnus Sohn!
Und teilst die Los' und ruhest froh im
Ruhm der unsterblichen Herrscherkünste.

Doch in den Abgrund, sagen die S^änger sich,
Habst du den heiligen Vater, den eignen, einst
Verwiesen und es jammre drunten,
Da, wo die Wilden vor dir mit Recht sind,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit schon l^ängst:
Einst m^ühelos, und gr^öß^er, wie du, wenn schon
Er kein Gebot aussprach und ihn der
Sterblichen keiner mit Namen nannte.

Herab denn! oder sch^äme des Danks dich nicht!
Und willst du bleiben, diene dem ^Älteren,
Und gönn es ihm, daB ihn vor allen,
G^öttern und Menschen, der S^änger nenne!

Denn, wie aus dem Gew^ölke dein Blitz, so k^ömmt
Von ihm, was dein ist, siehe! so zeugt von ihm,
Was du gebeutst, und aus Saturnus
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.

Und hab ich erst am Herzen Lebendiges
Gef^ühlt und d^ämmert, was du gestaltetest,
Und war in ihrer Wiege mir in
Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:

Dann kenn ich dich, Kronion! dann h^ör ich dich,
Den weisen Meⁱster, welcher, wie wir, ein Sohn
Der Zeit, Gesetze gibt und, was die
Heilige D^ämmerung birgt, verk^ündet.

H^ÄLFT^E DES LEBENS

Mit gelben Birnen h^äng^et
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schw^äne,
Und trunken von K^üssen

Punkt ihr das Haupt
Ins heiligⁿüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?

Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

J. W. Goethe

DAS VEILCHEN

Ein Veilchen auf der Wiese stand
gebückt in sich und unbekannt;
es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
mit leichtem Schritt und munterm Sinn
daher, daher,
die Wiese her und sang.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
die schönste Blume der Natur,
ach, nur ein kleines Veilchen,
bis mich das Liebchen abgepflückt
und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber ach, das Mädchen kam
und nicht in acht das Veilchen nahm,
ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
durch sie, durch sie
zu ihren Füßen doch.

ERLKÖNIG

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? -
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif? -
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

"Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand,
meine Mutter hat manch gülden Gewand." -

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht? -
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.

"Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? -
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

"Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! -

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
er hält in Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Not;
in seinen Armen das Kind war tot.

AN DEN MOND

Füllest wieder Busch und Tal
still mit Nebelganz,
lösest endlich auch einmal
meine Seele ganz;

breitest über mein Gefild
lindernd deinen Blick,
wie des Freundes Auge mild
über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
froh und trüber Zeit,
wandle zwischen Freud' und Schmerz
in der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verwechsle Scherz und Kuß,
und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
ohne Rast und Ruh',
rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

wenn du in der Winternacht
wütend überschwillst
oder um die Frühlingspracht
junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
ohne Haß verschließt,
einen Freund am Busen hält
und mit dem genießt,

was, von Menschen nicht gewußt
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Brust
wandelt in der Nacht.

DER GOTT UND DIE BAJADERE Indische Legende

Mahadoh, der Herr der Erde,
kommt herab zum sechstenmal,
daß er unersgleichen werde,
mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
läßt sich alles selbst geschehen.
Soll er strafen oder schonen,
muß er Menschenmenschlich sehn.
Und er hat sich die Stadt als Wandrer betrachtet,
die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
verläßt er sie abends, um weiterzugehn.

Als er nun hinausgegangen,
wo die letzten Häuser sind,
sieht er mit gemalten Wangen
ein verlornes, schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! - Dank der Ehre!
Wart, ich komme gleich hinaus. -
Und wer bist du? - Bajadere,
und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
sie weiß sich, so lieblich im Kreise zu tragen,
sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
lebhaft ihn ins Haus hinein:
Schöner Fremdling, lampenhelle
soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freude oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
immer heitrer wird sie nur,
und des Mädchens frühe Kunste
werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
bald und bald die Frucht sich ein;
ist Gehorsam im Gemüte,
wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
und sie fühlt der Liebe Qual,
und das Mädchen steht gefangen,
und sie weint zum erstenmal;
sinkt zu seinen Füßen nieder,
nicht um Wollust noch Gewinnst,
ach, und die gelenken Glieder,
sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
bereiten den dunklen, behaglichen Schleier
die nachtllichen Stunden das schöne Gespinst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
früh erwacht nach kurzer Rast,
findet sie an ihrem Herzen
tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
aber nicht erweckt sie ihn,
und man trägt die starren Glieder
bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Totengesänge,
sie raset und rennet und teilet die Menge.
Wer bist du? Was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: Wir tragen die Alten
nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
in das stille Totenreich,
nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage,
o nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
mehret ihres Herzens Not;
und mit ausgestreckten Armen
springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
aus der Flamme sich empor,
und in seinen Armen schwebet
die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuligen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Teil II

STOFFE
FÜR LINGUOSTILISTISCHE
TEXTANALYSE

HAMBURGISCHE DRAMATURGIE

Achtzigstes Stück

Den 5. Februar 1768

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung desselben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen wurde?

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darin erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.

Das Publikum nimmt vorlieb. - Das ist gut, und auch nicht gut. Denn man sehnt nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes wert halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und diese wenige nur sparsam, aus anderer Absicht.

Ich sage, wir, unser Volk, unsere Bühne: ich meine aber nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern,

die in dieses Bekenntnis mit einstimmen, und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche; sondern, daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, - daß auch die Franzosen noch kein Theater haben.

Kein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt!

EMILIA GALOTTI

Erster Aufzug

Die Szene: ein Kabinet des Prinzen

Erster Auftritt

(Der Prinz, an einem Arbeitstische voller Briefschaften und Papiere, deren einige er durchläuft).

DER PRINZ: Klagen, nichts als Klagen! Bittschaften, nichts als Bittschaften! Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! - Das glaub ich: wenn wir allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden. - Emilia? (Indem er noch eine Bittschrift aufschlägt und nach dem unterschriebenen Namen sieht). Eine Emilia? - Aber eine Emilia Bruneschi - nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! - Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (Er lieset). Viel gefordert, sehr viel. Doch sie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterschreibt und klingelt; worauf ein Kammerdiener eintritt). Es ist wohl keiner von den Räten in dem Vorzimmer?

DER KAMMERDIENER: Nein.

DER PRINZ: Ich habe zu früh Tag gemacht. Der Morgen ist so schön, Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab). - Ich kann doch nicht mehr arbeiten. - Ich war so ruhig, bild ich mir ein, so ruhig - auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen - weg ist meine Ruhe und alles!

DER KAMMERDIENER (welcher wieder hereintritt): Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orsina.

DER PRINZ: Der Orsina? Legt ihn hin.

DER KAMMERDIENER: Ihr Läufer wartet.

DER PRINZ: Ich will die Antwort senden; wenn es einer bedarf. Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

DER KAMMERDIENER: Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

DER PRINZ: Desto schlimmer - besser, wollt ich sagen. So braucht der Läufer um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab).

Meine teure Gräfin! (Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt). So gut als gelesen! (Und ihn wieder wegwirft). - Nun ja; ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber - ich habe!

DER KAMMERDIENER (der nochmals hereintritt): Der Maler Conti will die Ehre haben - -

DER PRINZ: Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. - (Steht auf).

Zweiter Auftritt

Conti, der Prinz

DER PRINZ: Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?
CONTI: Prinz, die Kunst geht nach Brot.

PRINZ: Das muß sie nicht; das soll sie nicht in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. - Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

CONTI: Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur, zu viel arbeiten müssen kann ihn um den Namen Künstler bringen.

DER PRINZ: Ich meine nicht vieles; sondern viel - ein wenig; aber mit Fleiß - Sie kommen doch nicht leer, Conti?

CONTI: Ich bringe das Porträt, welches sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches sie mir nicht befohlen: aber weil es gesehen zu werden verdient -

DER PRINZ: Jenes ist? - Kann ich mich doch kaum erinnern -

CONTI: Die Gräfin Orsina.

DER PRINZ: Wahr! - Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

CONTI: Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat seit drei Monaten gerade einmal sich entschließen können, zu sitzen.

DER PRINZ: Wo sind die Stücke?

CONTI: Im Vorzimmer, ich hole sie.

Dritter Auftritt

Der Prinz

DER PRINZ: Ihr Bild! - mag! - Ihr Bild ist sie doch nicht selber. - Und vielleicht find ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. - Ich will es aber nicht wiederfinden. - Der beschwerliche Maler! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. - War es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit anderen Farben auf einen anderen Grund gemalt ist - in meinem Herzen wieder Platz machen will - Wahrlich, ich glaube, ich wär es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen. Nun bin ich von allem das Gegenteil. - Doch nein; nein, nein! Behaglicher oder nicht behaglicher, ich bin so besser.

NATHAN DER WEISE

(Aus: Dritter Aufzug. Siebenter Auftritt)

NATHAN:

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.-
Versteh mich, Sultan.

SALADIN:

Ich versteh' dich. Weiter!

NATHAN:

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbehren konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, - so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten, - würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, solange es ging. - Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. - Was zu tun? -
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden ins besondere;
Gibt jedem ins besondere seinen Segen, -
Und seinen Ring, - und stirbt. - Du hörst doch, Sultan?

SALADIN der sich betroffen von ihm gewandt:

Ich hor', ich hore! - Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. - Wird's?

NATHAN:

Ich bin zu Ende.

Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. -
Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,

Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; -

J. G. Herder

FRAGMENTE ÜBER DIE NEUERE DEUTSCHE LITERATUR

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheint, so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die tote Welt selbst, jede Nation und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern und zum Schlechten; dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ists mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblühet. So ists auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Pläne zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen. Man reift das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings, den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren, oder gar eine Sprache soll auf einmal die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält! Ein junger Greis und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal sein will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind einsilbige, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret wie ein Kind alle Gegenstände an; Schrecken, Furcht und alsdenn Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne - und Gebärden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebracht, folglich sind jene hoch und mächtig an Akzenten. Töne und Gebärden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark, ihre Sprache spricht für Auge

und Ohr, für Sinne und Leidenschaften, sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist, sie verstehen also auch die Sprache des Affekts mehr als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unsrer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete, da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte und also so nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennenlernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen den Namen. Namen, die von der Natur abgezogen waren und ihr so viel wie möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Gebärde noch sehr zu Hilfe kommen, um sich verständlich zu machen, und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer und die Akzente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch tun und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisierte und nahm Körper und Gebärden zu Hilfe. Damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge, die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe, die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab, der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache, man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuten ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll und reich an Metaphern gewesen sein.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische, man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhte nur seine Akzente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus; die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern, sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt, der Periode fiel auseinander, wie er wollte. Seht, das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüte der

Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter, jetzt sangen die [Aeden] und [Rhapsoden], da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Taten durch Lieder, durch Gesänge lehrten sie und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet, je mehr wird er männlich und hört auf, Jüngling zu sein. Eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist nicht eigentlich Poesie, sondern die schöne Prose. Jede hohe Stufe neiget sich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meisten poetischen annehmen, so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen. Je mehr sie Kunst wird, je mehr entfernt sie sich von der Natur. Je ungezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet, je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält, desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie.

Jetzt ward der Periode der Prose geboren und in die Runde gedrehet, durch Übung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichtum ihrer Jugend maßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen maßigte, ohne doch noch die Fesseln einer Philosophischen Konstruktion über sich zu nehmen, die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunterstimmte und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß. Dies ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichtum, wie die lazedämonische Diät die attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen, je mehr der Weltweise die Synonymen zu

unterscheiden oder wegzuerwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann, je mehr verliert die Sprache Reize, aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dies ist das philosophische Alter der Sprache.

Fr. Schiller

WILHELM TELL

TELL: Herr - Welches Ungeheure sinnet Ihr
Mir an - Ich soll vom Haupte meines Kindes -
- Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn - Verhüt's der gnad'ge Gott - das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!

GESSLER: Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben - Ich begeh'r's und will's.

TELL: Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen - Eher sterb' ich!

GESSLER: Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.

TELL: Ich soll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder - wisset nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

GESSLER: Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, daß du ein Träumer seist
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame - Drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.
Ein andrer wohl bedächte sich - Du drückst
Die Augen zu und greifst es herzhaft an.

BERTA: Scherzt nicht, o Herr! mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn - So wenig
Sind sie Kurzweils gewöhnt aus Eurem Munde.

GESSLER: Wer sagt Euch, daß ich scherze?
Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.

Hier ist der Apfel.

Man mache Raum - Er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist - Achtzig Schritte geb' ich ihm -
Nicht weniger, noch mehr - Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen -
Jetzt, Schütze, triff und fehle nicht das Ziel!

RUDOLF DER HARRAS: Gott, das wird ernsthaft -

Falle nieder, Knabe,

Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben.

WALTER FÜRST (betsette zu Melchtal, der kaum seine

Ungeculd bezwingt):

Haltet an Euch, ich fleh Euch drum, bleibt ruhig.

BERTA (zum Landvogt): Laßt es genug sein, Herr!

Ummenschlich ist's,

Mit eines Vaters Angst also zu spielen.

Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben

Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!

Er hatte jetzt zehnfachen Tod empfunden.

Entlaßt ihn ungekränkt in seine Hütte,

Er hat Euch kennen lernen, dieser Stunde

Wird er und seine Kindeskinde denken.

GESSLER: Öffnet die Gasse - Frisch! Was zauderst du!

Dein Leben ist verwirkt, ich kann dich töten,

Und sieh, ich lege gnädig dein Geschick

In deine eigne kunstgeübte Hand.

Der kann nicht klagen über harten Spruch,

Den man zum Meister seines Schicksals macht.

Du rühmst dich deines sichern Blicks! Wohlan!

Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen,

Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!

Das Schwarze treffen in der Scheibe, das

Kann auch ein anderer, der ist mir der Meister,

Der seiner Kunst gewiß ist überall,

Dem 's Herz nicht in die Hand tritt noch ins

Auge.

WALTER FÜRST (wirft sich vor ihm nieder):

Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit,

Doch lasset Gnad' vor Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz,
Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!

WALTER TELL: Großvater, knie nicht vor dem falschen
Mann!

Sagt, wo ich hinstehn soll. Ich fürcht' mich nicht.
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

STAUFFACHER: Herr Landvogt, rührt Euch nicht des
Kindes Unschuld?

ROSSELMANN: O denket, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Taten.

GESSLER (*zeigt auf den Knaben*): Man bind' ihn an die
Linde dort!

WALTER TELL: Mich binden!

Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will
Still halten wie ein Lamm, und auch nicht atmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

RUDOLF VON HARRAS: Die Augen nur laß dir verbinden,
Knabe.

WALTER TELL: Warum die Augen? Denket Ihr, ich
fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.
- Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben -
Dem Wütrich zum Verdrusse, schließ und triff.
Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.

MELCHTAL (*zu den Landleuten*):

Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?

STAUFFACHER: Es ist umsonst. Wir haben keine
Waffen,

Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

MELCHTAL: O hätten wir's mit frischer Tat vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub rieten!

GESSLER (zum Tell): Ans Werk! Man führt die Waffen
nicht vergebens.

Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sei niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will i c h das Ziel euch dazu geben.

TELL (spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf):
Öffnet die Gasse! Platz!

STAUFFACHER: Was, Tell? Ihr wolltet - Nimmer -
mehr - Ihr zittert,

Die Hand erhebt Euch, Eure Knie wanken -

TELL (läßt die Armbrust sinken): Mir schwimmt es vor
den Augen!

WEIBER: Gott im Himmel!

TELL (zum Landvogt): Erlasset mir den Schuß! Hier ist
mein Herz!

Er reißt die Brust auf.

Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder.

GESSLER: Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagst du,
Das Steuerruder führst du wie den Bogen,
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt,
Jetzt, Retter, hilf dir selbst - du rettetest alle!

Tell steht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet - Plötzlich greift er seinen Kocher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.

WALTER TELL (unter der Linde):

Vater, schieß zu, ich fürchte mich nicht.

TELL: Es muß!

Er rafft sich zusammen und legt an.

KABALE UND LIEBE

Zweiter Akt. Zweite Szene.

*Ein alter Kammerdiener des Fürsten, der ein Schmuckkästchen trägt.
Die Vorigen.*

KAMMERDIENER: Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen sich Mylady zu Gnaden und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit. Sie kommen soeben erst aus Venedig.

LADY (*hat das Kästchen geöffnet und fährt erschrocken zurück*):
Mensch! Was bezahlt dein Herzog für diese Steine?

KAMMERDIENER (*mit finstern Gesicht*): Sie kosten ihn keinen Heller.

LADY: Was? Bist du rasend? N i c h t s ! - und indem sie einen Schritt von ihm wegritt - du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest - N i c h t s kosten ihn diese unermeßlich kostbaren Steine?

KAMMERDIENER: Gestern sind siebentausend Landskinder nach Amerika fort - Die zahlen alles.

LADY (*setzt den Schmuck plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener*):

Mann, was ist dir? Ich glaube, du weinst?

KAMMERDIENER (*wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd*): Edelsteine, wie d i e s e da - ich hab' auch ein paar Söhne drunter.

LADY (*wendet sich bebend weg, seine Hand fassend*): Doch keinen gezwungenen?

KAMMERDIENER (*lacht fürchterlich*): O Gott - Nein - lauter Freiwillige. Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? - aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: J u h h e !
n a c h A m e r i k a !

LADY (*fällt mit Ensetzen in den Sofa*): Gott! Gott! - Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

KAMMERDIENER: Ja, gnädige Frau - warum müßtet Ihr denn mit unserm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch schlug? - Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündeten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind an Bajonetten zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinanderriß, und wir Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt - O, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören -

LADY (*steht auf, heftig bewegt*): Weg mit diesen Steinen - sie blitzen Hölleflammen in mein Herz. (*Sanfter zum Kammerdiener.*) MäBige dich, armer alter Mann. Sie werden wiederkommen. Sie werden ihr Vaterland wiedersehen.

KAMMERDIENER (*warm und voll*): Das weiß der Himmel! Das werden sie! - Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrien: "Gott mit euch, Weib und Kinder! - Es leb' unser Landesvater - am Jüngsten Gericht sind wir wieder da!" -

LADY (*mit starkem Schritt auf und nieder gehend*): Abscheulich! Fürchterlich! - Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet, die Tränen des Landes - Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf - Geh du - Sag deinem Herrn - Ich werd' ihm persönlich danken! (*Kammerdiener will gehen, sie wirft ihm ihre Geldbörse in den Hut.*) Und das nimm, weil du mir Wahrheit sagtest.

DIE TEILUNG DER ERDE

"Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. "Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk ich sie zum Erb und ewgen Lehen,
Doch teilt euch brüderlich darein."

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firmwein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: "Der Zehente ist mein."

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

"Weh mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?"
So lieb er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

"Wenn du im Land der Träume dich verweilet",
Versetzt der Gott, "so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?"
"Ich war", sprach der Poet, "bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

"Was tun?" spricht Zeus. "Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

Aus: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER

Er legte sich zu Bette und schlief lange. Der Bediente fand ihn schreibend, als er ihm den andern Morgen auf sein Rufen den Kaffee brachte. Er schrieb folgendes am Briefe an Lotte:

"Zum letzten Male denn, zum letzten Male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen, ach, die Sonne nicht mehr sehen, ein trüber, nebliger Tag hält sie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende. Lotte, das ist ein Gefühl ohnegleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächsten, sich zu sagen: das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort: der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden. Sterben! was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick - getrennt, geschieden - vielleicht auf ewig? - Nein, Lotte, nein - Wie kann ich vergehen, wie kannst du vergehen? Wir sind ja! - Vergehen! Was heißt das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz. - - Tot, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! - Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg- und wieder heraufschnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab und dumpfer und immer dumpfer und endlich bedeckt war! - Ich stürzte neben das Grab hin ergriffen, erschüttert, geangstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah - wie mir geschehen wird - Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!

O vergib mir! vergib mir! Gestern! Es hatte der letzte Augenblick meines Lebens sein sollen. O du Engel! zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein innig Innerstes durchglühte mich das

Weungefühl: Sie liebt mich! sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen strömte; neue, warme Wonne ist in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach, ich wußte, daß du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck, und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerst du die der Blumen, die du mir schicktest, als du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir deine Liebe. Aber ach! diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das ist vergänglich, aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! du bist mein! ja, Lotte, auf ewig.

Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt - und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen und er wird mich trösten, bis du kommst, und ich fliege dir entgegen und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht! Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! wir werden uns wiedersehen! Deine Mutter sehen! ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Muß mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmers
Unter der Sonn als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüben wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Und glühstest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat mich nicht zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reifen?

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

WILLKOMMEN UND ABSCHIED

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz auf deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich - ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit feuchtem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

FAUST
Prolog im Himmel

Der Herr. Die himmlischen Heerscharen.
Nachher Mephistopheles.
Die drei Erzengel treten vor.

RAPHAEL: Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

GABRIEL: Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieseshelle
Mit tiefer, schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

MICHAEL: Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfad vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

ZU DREI: Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

MEPHISTOPHELES: Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,

Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hättst du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
die immer fliegt und und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

DER HERR: Hast du mir weiter nichts zu sagen?

Kommst du nur immer anzuklagen?

Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

MEPHISTOPHELES:

Nein, Herr! ich find es dort, wie immer, herzlich schlecht.

Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,

Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

DER HERR: Kennst du den Faust?

MEPHISTOPHELES: Den Doktor?

DER HERR: Meinen Knecht!

MEPHISTOPHELES: Fürwahr! er dient Euch auf besondere Weise.

Nicht irdisch ist des Toren Trank noch Speise.

Ihn treibt die Gärung in die Ferne,

Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne

Und von der Erde jede höchste Lust,

Und alle Näh und alle Ferne

Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.
 DER HERR: Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
 So werd ich ihn bald in die Klarheit führen.
 Weiß doch der Gärtner, wenn das Báumchen grünt,
 Daß Blut und Frucht die künft'gen Jahre zieren.
 MEPHISTOPHELES: Was wettet Ihr? den sollt Ihr noch verlieren,
 Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
 Ihn meine Straße sacht zu führen!
 DER HERR: Solang er auf der Erde lebt,
 Solange sei dir's nicht verboten.
 Es irrt der Mensch, solange er strebt.
 MEPHISTOPHELES: Da dank ich Euch; denn mit den Toten
 Hab ich mich niemals gern befangen.
 Am meisten lieb ich mir die vollen, frischen Wangen.
 Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
 Mir geht es wie der Katze mit der Maus.
 DER HERR: Nun gut, es sei dir überlassen!
 Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
 Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
 Auf deinem Wege mit herab,
 Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
 Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
 Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.
 MEPHISTOPHELES: Schon gut! nur dauert es nicht lange.
 Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
 Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
 Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
 Staub soll er fressen, und mit Lust,
 Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.
 DER HERR: Du darfst auch da nur frei erscheinen;
 Ich habe deinesgleichen nie gehabt.
 Von allen Geistern, die verneinen,
 Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
 Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
 Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
 Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
 Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Doch ihr, die rechten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Der Himmel schließt, die Erzengel verteilen sich.

MEPHISTOPHELES allein:

Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

H. Heine

Aus: DIE HARZREISE

*Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts
beständig als der Tod. Jeder Schlag des
Herzens schlägt uns eine Wunde, und das
Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn
nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt
uns, was uns die Natur versagt: eine
goldene Zeit, die nicht rostet, einen
Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses
Glück und ewige Jugend.*

Börne

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren -
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen -
Ach, mich tötet ihr Gesänge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeifließende Bach heißt "die Leine" und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten so breit, daß Luder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinübersprang. Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald darauf konsiliert wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Ansehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Teedansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelphenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen, und davon stammten all die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer usw., die noch heutzutage in Göttingen, hordenweis und geschieden durch

Farben der Mützen und der Pfeifenquäste, über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Walstätten der Rasenmühle, des Ritschenkrugs und Bovdens sich ewig untereinander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben und teils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, teils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur wenige gesehen, in meinen Augenwimpern flimmerten ebenso kostbare Perlen wie in den Gräsern des Tals. Morgentau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige taten sich voneinander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglockchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stande, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirt ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brot gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivität und Anmut die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild emporzischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinspalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen sich ergießt und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernsten Vätern, die verstohlen lachend dem Mutwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tanzhaft vergnügt und doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichbaum schaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: "Oh, nimm uns mit, lieb Schwesterchen!" - aber das lustige Mädchen springt unaufhaltsam weiter, und plötzlich ergreift sie den träumenden Dichter, und es strömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und strahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötensüße Stimme:

"Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well,
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kristallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisenspor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet erklang."

Aus: DEUTSCHLAND. EIN WINTERMÄRCHEN

Kaput 1

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein starkes Klopfen

In meiner Brust, ich glaube sogar,
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahren Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ewgen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lummei.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn' auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten.
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelsreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen.
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

G. Büchner

Aus: WOYZECK

Beim Hauptmann

Hauptmann auf einem Stuhl; Woyzeck rasiert ihn.

HAUPTMANN: Langsam, Woyzeck, langsam; eins nach dem andern! Er macht mir ganz schwindlig. Was soll ich dann mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut zu früh fertig wird? Woyzeck, bedenk Er: Er hat noch seine schöne dreißig Jahr zu leben, dreißig Jahr! Macht dreihundertsechzig Monate! und Tage! Stunden! Minuten! Was will Er denn mit der ungeheuren Zeit all anfangen? Teil Er sich ein, Woyzeck!

WOYZECK: Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN: Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Woyzeck, Beschäftigung! Ewig: das ist ewig, das ist ewig -das siehst du ein; nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick - Woyzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tag herumdreht! Was 'n Zeitverschwendung! Wo soll das hinaus?

Woyzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehn, oder ich werd melancholisch.

WOYZECK: Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN: Woyzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch tut das nicht, ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat. - Red Er doch was, Woyzeck! Was ist heut für Wetter?

WOYZECK: Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm: Wind!

HAUPTMANN: Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den Effekt wie eine Maus. *Pfiffig*: Ich glaub', wir haben so was aus Süd-Nord?

WOYZECK: Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN: Ha, ha, ha! Süd-Nord! Ha, ha, ha! Oh, Er ist dumm, ganz abscheulich dumm! *Gerührt*: Woyzeck, Er ist ein guter Mensch - aber - *Mit Würde*: Woyzeck, Er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht Er. Es ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind ohne den Segen der Kirche, wie unser hochhehrwürdiger Herr Garnisonsprediger sagt - ohne den Segen der Kirche, es ist nicht von mir.

WOYZECK: Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das Amen drüber gesagt ist, eh er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen.

HAUPTMANN: Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz konfus mit seiner Antwort. Wenn ich sag': Er, so mein' ich Ihn, Ihn -

WOYZECK: Wir arme Leut - Sehn Sie, Herr Hauptmann: Geld, Geld! Wer kein Geld hat - Da setz einmal eines seinesgleichen auf die Moral in die Welt! Man hat auch sein Fleisch und Blut. Unsereins ist doch einmal unselig in der und der andern Welt. Ich glaub', wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

HAUPTMANN: Woyzeck, Er hat keine Tugend! Er ist kein tugendhafter Mensch! Fleisch und Blut? Wenn ich am Fenster lieg', wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh', wie sie über die Gassen springen - verdammt, Woyzeck, da kommt mir die Liebe! Ich hab' auch Fleisch und Blut. Aber, Woyzeck, die Tugend! Die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen?

Ich sag' mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch -
gerührt -, ein guter Mensch, ein guter Mensch.

WOYZECK: Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den noch nit so aus.
Sehn Sie: wir gemeine Leut, das hat keine Tugend, es kommt
einem nur so die Natur; aber wenn ich ein Herr war' und hätt'
ein' Hut und eine Uhr und eine Anglaise und könnt' vornehm
reden, ich wollt' schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes
sein um die Tugend, Herr Hauptmann. Aber ich bin ein armer
Kerl!

HAUPTMANN: Gut, Woyzeck. Du bist ein guter Mensch, ein guter Mensch.
Aber du denkst zuviel, das zehrt; du siehst immer so verhetzt
aus. - Der Diskurs han mich ganz angegriffen. Geh jetzt, und
renn nicht so; langsam, hübsch langsam die Straße hinunter!

Freies Feld, die Stadt in der Ferne

Woyzeck und Andres schneiden Stecken im Gebüsch. Andres pfeift.

WOYZECK: Ja, Andres, der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten
Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen?
Da rollt abends der Kopf. Es hob ihn einmal einer auf, er
meint', es war' ein Igel: drei Tag und drei Nacht, und er lag
auf den Hobelspänen. *Leise*: Andres, das waren die Freimaurer!
Ich hab's, die Freimaurer!

ANDRES *singt*:

Saßen dort zwei Hasen,

Fraßen ab das grüne, grüne Gras...

WOYZECK: Still: Hörst du's, Andres? Hörst du's? Es geht was!

ANDRES:

Fraßen ab das grüne, grüne Gras

bis auf den Rasen.

WOYZECK: Es geht hinter mir, unter mir. *Stampft auf den Boden*:

Hohl, hörst du? Alles hohl da unten! Die Freimaurer!

ANDRES: Ich fürcht' mich.

WOYZECK: 's ist so kurios still. Man möcht' den Atem halten.

- Andres!

ANDRES: Was ?

WOYZECK: Red was ! *Starrt in die Gegend*. Andres, wie hell! Über der

Stadt is alles Glut! Ein Feuer fährt um den Himmel und ein
Getös herunter wie Posaunen. Wie's heraufzieht! - Fort! Sieh
nicht hinter dich! *RetBt ihn ins Gebüsch.*

ANDRES *nach einer Pause*: Woyzeck, hörst du's noch?

WOYZECK: Still, alles still, als wär' die Welt tot.

ANDRES: Hörst du? Siⁿ trommeln drin. Wir müssen fort!

Th.Storm

DIE STADT

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

H. Mann

Aus: DER UNTERTAN

Und Diederich war wieder draußen. Niemand wußte, wie es kam,
daß man auf einmal marschieren konnte, in gedrängter Masse, auf der

ganzen Breite der Straße und zu beiden Seiten bis an die Flanken des Pferdes, worauf der Kaiser saß: er selbst. Man sah ihn an und ging mit. Knäuel von Schreienden wurden aufgelöst und mitgerissen. Alle sahen ihn an. Dunkles Geschiebe, ohne Form, planlos, grenzenlos, und hell darüber ein junger Herr im Helm, der Kaiser. Sie sahen: sie hatten ihn heruntergeholt aus dem Schloß. Sie hatten: "Brot! Arbeit!" geschrien, bis er gekommen war. Nichts hatte sich geändert, als daß er da war - und schon marschierten sie, als gehe es auf das Tempelhofer Feld.

Seitwärts, wo die Reihen dünner waren, sagten bürgerlich gekleidete zueinander: "Na, Gott sei Dank, er weiß, was er will!"

"Was will er denn?"

"Der Bande zeigen, wer die Macht hat! Im guten hat er es mit ihnen versucht. Er ist sogar zu weit gegangen in den Erlassen vor zwei Jahren. Sie sind frech geworden!"

"Angst kennt er nicht, das muß man sagen. Kinder, dies ist ein historischer Moment!" Diederich hörte es und erschauerte. Der alte Herr, der gesprochen hatte, wandte sich auch an ihn. Er hatte weiße Bartkotelettes und das Eisener Kreuz.

"Junger Mann", sagte er, "was unser herrlicher junger Kaiser da macht, das werden die Kinder mal aus den Schulbüchern lernen. Passen Sie auf!"

Viele hatten gehobene Brüste und feierliche Mienen. Die Herren, die dem Kaiser folgten, blickten mit äußerster Entschlossenheit darein, ihre Pferde lenkten sie durch das Volk, als seien alle die Leute zum Statieren bei einer allerhöchsten Aufführung befohlen; und manchmal schielten sie seitwärts, nach dem Eindruck im Publikum. Er selbst, der Kaiser, sah nur sich und seine Leistung. Tiefer Ernst versteinerte seine Züge, sein Auge blitzte hin über die Tausende der von ihm Gebannten. Er maß sich mit ihnen, der von Gott gesetzte Herr mit den empörerischen Knechten! Allein und ungeschützt hatte er sich mitten unter sie gewagt, stark nur durch seine Sendung. Sie konnten sich an ihm vergreifen, wenn es im Plan des Höchsten lag; er brachte seiner heiligen Sache sich selbst zum Opfer. War Gott mit ihm, dann sollten sie es sehen! Dann bewahrten sie für immer das Gepräge seiner Tat und die Erinnerung an ihre Ohnmacht!

Ein junger Mensch mit einem Künstlerhut ging neben Diederich, er sagte: "Kennen wir Napoleon in Moskau, wie er sich solo unter die Bevölkerung mischt."

"Das ist doch großartig!" behauptete Diederich, und die Stimme versagte ihm. Der andere zuckte die Achseln.

"Theater, und nicht mal gut".

Diederich sah ihn an, er versuchte zu blitzen wie der Kaiser.

"Sie sind wohl auch so einer."

Er hätte nicht sagen können, was für einer. Er fühlte nur, daß er hier, zum erstenmal im Leben, die gute Sache zu vertreten habe gegen feindliche Bemängelungen. Trotz seiner Aufregung sah er sich noch die Schultern des Menschen an: sie waren nicht breit. Auch äußerte die Umgebung sich mißbilligend. Da ging Diederich vor. Mit seinem Bauch drängte er den Feind gegen die Mauer und schlug auf den Künstlerhut ein. Andere knufften mit. Der Hut lag schon am Boden und bald auch der Mensch. Im Weitergehen bemerkte Diederich zu seinen Mitkämpfern: "Der hat sicher nicht gedient! Schmissee hat er auch keine!"

Der alte Herr mit Bartkoteletts und Eisernem Kreuz war auch wieder da, er drückte Diederich die Hand.

"Brav, junger Mann, brav!"

"Soll man da nicht wütend werden?" erklärte Diederich, noch keuchend. "Wenn der Mensch uns den historischen Moment vereiteln will?"

"Sie haben gedient?" fragte der alte Herr.

"Ich wäre am liebsten ganz dabei geblieben", sagte Diederich.

"Na ja, Sedan ist nicht alle Tage" - der alte Herr betupfte sein Eisernes Kreuz. "Das waren W i r !"

Diederich reckte sich, er zeigte auf das bezwungene Volk und den Kaiser.

"Das ist gerade so gut wie Sedan!"

"Na ja," sagte der alte Herr.

"Gestatten Sie mal, sehr geehrter Herr", rief jemand und schwenkte sein Notizbuch. "Wir müssen das bringen. Stimmungsbild, verstehst du? Sie haben wohl einen Genossen verwalkt?"

"Kleinigkeit" - Diederich keuchte noch immer. "Meinetwegen

könn't es jetzt gleich losgehen gegen den inneren Feind. Unseren Kaiser haben wir mit."

"Fein", sagte der Reporter und schrieb: "In der wildbewegten Menge hört man Leute aller Stände der teuersten Anhänglichkeit und dem unerschütterlichen Vertrauen zu der Allerhöchsten Person Ausdruck geben."

"Hurra", schrie Diederich, denn alle schrien es; und inmitten eines mächtigen Stoßes der Menschen, der schrie, gelangte er jah bis unter das Brandenburger Tor. Zwei Schritte vor ihm ritt der Kaiser hindurch. Diederich konnte ihm ins Gesicht sehen, in den steinernen Ernst und das Blitzen; aber ihm verschwamm es vor den Augen, so sehr schrie er. Ein Rausch, höher und herrlicher als der, den das Bier vermittelt, hob ihn auf die Fußspitzen, trug ihn durch die Luft. Er schwenkte den Hut hoch über allen Köpfen, in einer Sphäre der begeisterten Raserei, durch einen Himmel, wo unsere äußersten Gefühle kreisen. Auf dem Pferd dort, unter dem Tor der siegreichen Einmärsche und mit Zügen steinern und blitzend ritt die Macht! Die Macht, die über uns hingeht und deren Hufe wir küssen. Die über Hunger, Trotz und Hohn geht! Gegen die wir nichts können, weil wir alle sie lieben! Die wir im Blut haben, weil wir die Unterwerfung darin haben! Ein Atom sind wir von ihr, ein verschwindendes Molekül von etwas, das sie ausgespuckt hat! Jeder einzelne ein Nichts, steigen wir in gegliederten Massen als Neuteutonen, als Militär, Beamtentum, Kirche und Wissenschaft, als Wirtschaftsorganisation und Machtverbände kegelförmig hinan, bis dort oben, wo sie selbst steht, steinern und blitzend! Leben in ihr, haben Teil an ihr, unerbittlich gegen die, die ihr ferner sind, und triumphierend, noch wenn sie uns zerschmettert: denn so rechtfertigt sie unsere Liebe!

Einer der Schutzleute, deren Kette das Tor abspernte, stieß Diederich vor die Brust, daß ihm der Atem ausblieb; er aber hatte die Augen voll Siegestaumel, als reite er selbst über alle diese Elenden hinweg, die gebändigt ihren Hunger verschluckten. Ihm nach! Dem Kaiser nach! Alle fühlten wie Diederich. Eine Schutzmannskette war zu schwach gegen so viel Gefühl; man durchbrach sie. Drüben stand eine zweite. Man mußte abbiegen, auf Umwegen den Tiergarten erreichen, einen Durchschlupf finden. Wenige fanden ihn; Diederich

war allein, als er auf den Reitweg hinausstürzte, dem Kaiser entgegen, der auch allein war. Ein Mensch im gefährlichen Zustand des Fanatismus, beschmutzt, zerrissen, mit Augen wie ein Wilder: der Kaiser vom Pferd herunter, blitzte ihn an, er durchbohrte Diederich. Diederich riß den Hut ab, sein Mund stand weit offen, aber der Schrei kam nicht. Da er zu plötzlich anhielt, glitt er aus und setzte sich mit Wucht in einen Tümpel, die Beine in die Luft, umspritzt von Schmutzwasser. Da lachte der Kaiser. Der Mensch war ein Monarchist, ein treuer Untertan! Der Kaiser wandte sich nach seinen Begleitern um, schlug sich auf den Schenkel und lachte. Diederich aus seinem Tümpel sah ihm nach, den Mund noch offen.

Th. Mann

Aus: BUDDENBROOKS

Man saß im "Landschaftszimmer", im ersten Stockwerk des weitläufigen alten Hauses in der Mengstraße, das die Firma Johann Buddenbrook vor einiger Zeit käuflich erworben hatte und das die Familie noch nicht lange bewohnte. Die starken und elastischen Tapeten, die von den Mauern durch einen leeren Raum getrennt waren, zeigten umfangreiche Landschaften, zartfarbig wie der dünne Teppich, der den Fußboden bedeckte, Idylle im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts, mit fröhlichen Winzern, emsigen Ackersleuten, nett behandelten Schäferinnen, die reinliche Lämmer am Rande spiegelnden Wassers im Schoße hielten oder sich mit zärtlichen Schäfern küßten... Ein gelblicher Sonnenuntergang herrschte meistens auf diesen Bildern, mit dem der gelbe Überzug der weißlackierten Möbel und die gelbseidenen Gardinen vor den beiden Fenstern übereinstimmten.

Im Verhältnis zu der Größe des Zimmers waren die Möbel nicht zahlreich. Der runde Tisch mit den dünnen, geraden und leicht mit Gold ornamentierten Beinen stand nicht vor dem Sofa, sondern an der entgegengesetzten Wand, dem kleinen Harmonium gegenüber, auf dessen Deckel ein Flötenbehälter lag. Außer den regelmäßig an den Wänden verteilten, steifen Armstühlen gab es nur noch einen kleinen

Nächtisch am Fenster und, dem Sofa gegenüber, einen zerbrechlichen Luxus-Sekretär, bedeckt mit Nippes.

Durch eine Glastür, den Fenstern gegenüber, blickte man in das Halbdunkel einer Säulenhalle hinaus, während sich linker Hand vom Eintretenden die hohe, weiße Flügeltür zum Speisesaale befand. An der anderen Wand aber knisterte, in einer halbkreisförmigen Nische und hinter einer kunstvoll durchbrochenen Tür aus blankem Schmiedeeisen, der Ofen.

Denn es war frühzeitig kalt geworden. Draußen, jenseits der Straße, war schon jetzt, um die Mitte des Oktober, das Laub der kleinen Linden vergilbt, die den Marienkirchhof umstanden, um die mächtigen gotischen Ecken und Winkel der Kirche piff der Wind, und ein feiner, kalter Regen ging hernieder. Madame Buddenbrook, der Älteren, zuliebe hatte man die doppelten Fenster schon eingesetzt.

Es war Donnerstag, der Tag, an dem ordnungsmäßig jede zweite Woche die Familie zusammenkam; heute aber hatte man, außer den in der Stadt ansässigen Familiengliedern, auch ein paar gute Hausfreunde auf ein ganz einfaches Mittagsbrot gebeten, und man saß nun, gegen vier Uhr nachmittags, in der sinkenden Dämmerung und erwartete Gäste...

* * *

Das Werk der Weckuhr schnappte ein und rasselte pflichttreu und grausam. Es war ein heiseres und geborstenes Geräusch, ein Klappern mehr als ein Klingeln, denn sie war altgedient und abgenutzt; aber es dauerte lange, hoffnungslos lange, denn sie war gründlich aufgezo-gen.

Hanno Buddenbrook erschrak zuin-nerst. Wie jeden Morgen zogen sich bei dem jähen Einsetzen dieses zugleich boshaf-ten und treuherzigen Lärmes auf dem Nachttische, dicht neben seinem Ohre, vor Grimm, Klage und Verzweiflung seine Eingeweide zu-sammen. Außerlich aber blieb er ganz ruhig, veränderte seine Lage im Bette nicht und riß nur rasch, aus irgendeinem verwischten Morgentraume gejagt, die Augen auf.

Es war vollkommen finster in der winterkalten Stube; er unterschied keinen Gegenstand und konnte die Zeiger der Uhr nicht sehen. Aber er wußte, daß es sechs Uhr war, denn er hatte gestern

abend den Wecker auf diese Stunde gestellt... Gestern... Gestern... Während er mit angespannten Nerven, um den Entschluß kämpfend, Licht zu machen und das Bett zu verlassen, regungslos auf dem Rücken lag, kehrte ihm nach und nach alles ins Bewußtsein zurück, was ihn gestern erfüllt hatte...

Es war Sonntag gewesen, und nachdem er sich mehrere Tage hintereinander von Herrn Brecht hatte malträtieren lassen müssen, hatte er zur Belohnung seine Mutter ins Stadttheater begleiten dürfen, um den "Lohengrin" zu hören. Die Freude auf diesen Abend hatte seit einer Woche schon sein Leben ausgemacht. Beklagenswert war nur, daß stets vor solcherlei Festen soviel Widerwärtiges lagerte und bis zum letzten Augenblick die freie und freudige Aussicht darauf verdarb. Aber endlich war doch am Sonnabend die Schulzeit überstanden gewesen, und die Tretmaschine hatte zum letzten Male in seinem Munde mit schmerzhaftem Summen gebohrt... Nun war alles beiseite geschafft und überwunden gewesen, denn die Schulaufgaben hatte er kurz entschlossen jenseits des Sonnabends geschoben. Was hatte der Montag bedeutet? War es wahrscheinlich gewesen, daß er jemals anbrechen würde? Man glaubt an keinen Montag, wenn man am Sonntagabend den "Lohengrin" hören soll... Er hatte am Montag frühzeitig aufstehen wollen und diese albernern Sachen erledigen - damit genug! Nun war er frei umhergegangen, hatte die Freude seines Herzens gepflegt, am Flügel geträumt und alle Widrigkeiten vergessen.

Und war das Glück zur Wirklichkeit geworden. Es war über ihn gekommen mit seinen Weihen und Entzückungen, seinem heimlichen Erschauern und Erheben, seinem plötzlichen innerlichen Schluchzen, seinem ganzen überschwenglichen und unersättlichen Rausche... Freilich, die billigen Geigen des Orchesters hatten beim Vorspiel ein wenig versagt und ein dicker, eingebildeter Mensch mit brotblondem Vollbarte war im Nachen ein wenig ruckweise herangeschwommen. Auch war in der Nachbarloge sein Vormund, Herr Stephan Kistenmacker, zugegen gewesen und hatte gemurrt, daß man den Jungen auf solche Weise zertstreue und von seinen Pflichten ablenke. Aber darüber hatte ihn die süße und verklärte Herrlichkeit, auf die er lauschte, hinweggehoben...

Und endlich war doch das Ende gekommen. Das singende,

schimmernde Glück war verstummt und erloschen, mit fiebrigem Kopfe hatte er sich daheim in sein Zimmer wiedergefunden und war gewahr geworden, daß nur ein paar Stunden des Schlafes dort in seinem Bett ihn vom grauen Alltag trennten. Da hatte ihn ein Anfall jener gänzlichen Verzagtheit überwältigt, die er so wohl kannte. Er hatte wieder empfunden, wie wehe die Schönheit tut, wie tief sie in Scham und sehnsüchtige Verzweiflung stürzt und doch auch den Mut und die Tauglichkeit zum gemeinen Leben verzehrt. So fürchterlich hoffnungslos und bergeschwer hatte es ihn niedergedrückt, daß er sich wieder einmal gesagt hatte, es müsse mehr sein, als seine persönlichen Kummernisse, was auf ihm laste, eine Bürde, die von Anbeginn seine Seele beschwert habe und sie irgendwann einmal ersticken müsse...

Dann hatte er den Wecker gerichtet und geschlafen, so tief und tot, wie man schläft, wenn man niemals erwachen möchte. Und nun war der Montag da, und es war sechs Uhr, und er war für keine Stunde gearbeitet.

Aus: TONIO KRÖGER

Die Wintersonne stand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenschichten über der engen Stadt. Nass und zügig war's in den giebeligen Gassen, und manchmal fiel eine Art Hagel, nicht Eis, nicht Schnee.

Die Schule war aus. Über den gepflasterten Hof und heraus aus der Gatterpforte strömten die Scharen der Befreiten, teilten sich und enteilten nach rechts und links. Große Schüler hielten mit Würde ihre Bücherpäckchen hoch gegen die linke Schulter gedrückt, indem sie mit dem rechten Arm wider den Wind dem Mittagessen entgegenruderten; kleines Volk setzte sich lustig in Trab, daß der Eisbrei umherspritzte und die Siebensachen der Wissenschaft in den Seehundsränzchen klapperten. Aber hie und da riß alles mit frommen Augen die Mützen herunter vor dem Wotanshut und dem Jupiterbart eines gemessen hinschreitenden Oberlehrers...

"Kommst du endlich, Hans?" sagte Tonio Kröger, der lange auf dem Fahrdramm gewartet hatte; lächelnd trat er dem Freunde entgegen,

der im Gespräch mit anderen Kameraden aus der Pforte kam und schon im Begriffe war, mit ihnen davonzugehen...

"Wieso?" fragte er und sah Tonio an... "Ja, das ist wahr! Nun gehen wir ein bißchen."

Tonio verstummte, und seine Augen trübten sich. Hatte Hans es vergessen, fiel es ihm erst wieder ein, daß sie heute mittag ein wenig zusammen spazieren gehen wollten? Und er selbst hatte sich seit der Verabredung beinahe unausgesetzt darauf gefreut!

"Ja, adieu, ihr!" sagte Hans Hansen zu den Kameraden. "Dann gehe ich noch ein bißchen mit Kröger." - Und die beiden wandten sich nach links, indes die anderen nach rechts schlenderten.

Hans und Tonio hatten Zeit, nach der Schule spazieren zu gehen, weil sie beide Häusern angehörten, in denen erst um vier Uhr zu Mittag gegessen wurde. Ihre Väter waren große Kaufleute, die öffentliche Ämter bekleideten und mächtig waren in der Stadt. Den Hansens gehörten schon seit manchem Menschenalter die weitläufigen Holzlagerplätze drunter am Fluß, wo gewaltige Sägemaschinen unter Fauchen und Zischen die Stämme zerlegten. Aber Tonio war Konsul Krögers Sohn, dessen Getreidesäcke mit dem breiten schwarzen Firmendruck man Tag für Tag durch die Straßen kutschieren sah; und seiner Vorfahren großes altes Haus war das herrschaftlichste der ganzen Stadt... Beständig mußten die Freunde, der vielen Bekannten wegen, die Mützen herunternehmen, ja, von manchen Leuten wurden die Vierzehnjährigen zuerst begrüßt...

Beide hatten die Schulmappen über die Schultern gehängt, und beide waren sie gut und warm gekleidet; Hans in eine kurze Seemannsüberjacke, über welcher auf Schultern und Rücken der breite blaue Kragen seines Marinenzuges lag, und Tonio in einen grauen Gurt-Paletot. Hans trug eine dänische Matrosenmütze mit kurzen Bändern, unter der ein Schopf seines kastanienblonden Haars hervorquoll. Er war außerordentlich hübsch und wohlgestaltet, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, mit freiliegenden und scharf blickenden stahlblauen Augen. Aber unter Tonios runder Pelzmütze blickten aus einem brünetten und ganz südlich scharf geschnittenen Gesicht dunkle und zartumschattete Augen mit zu schweren Lidern träumerisch und ein wenig saghaft hervor... Mund und Kinn waren ihm ungewöhnlich weich gebildet. Er ging nachlässig

und ungleichmäßig, während Hansens schlanke Beine in den schwarzen Strümpfen so elastisch und taktfest einherschritten...

Aus: DER ZAUBERBERG

Das vierte Kapitel
Exkurs über den Zeltsinn

Als sie vom Essen wieder heraufkamen, lag das Paket mit den Decken schon in Hans Castorps Zimmer auf einem Stuhl, und zum erstenmal machte er an diesem Tage Gebrauch davon., - der geübte Joachim erteilte ihm den Unterricht in der Kunst, sich einzupacken, wie es alle hier oben machten und jeder Neuling es gleich erlernen mußte. Man breitete die Decken, eine und dann die andere, über das Stuhllager, so daß sie am Fußende ein reichliches Stück aus den Boden hingen. Dann nahm man Platz und begann, die innere um sich zu schlagen; zuerst der Länge nach bis unter die Achsel, hierauf von unten über die Fuß, wobei man sich sitzend bücken und das gefaltete Ende doppelt fassen mußte, und dann von der anderen Seite, wobei der doppelte Fußzipfel gut an den Längsrand zu passen war, wenn die größtmögliche Glätte und Ebenmäßigkeit erzielt werden sollte. Danach beobachtete man genau dasselbe Verfahren bei der äußeren Decke, - ihre Handhabung war etwas schwieriger, und Hans Castorp, als Stümper und Anfänger, schätzte nicht wenig, indem er, sich bückend und wieder ausstreckend, die Griffe übte, die man ihn lehrte. Nur einige wenige Altgediente, sagte Joachim, konnten beide Decken gleichzeitig mit drei sicheren Bewegungen um sich schleudern, aber das sei eine seltene und geneidete Fertigkeit, zu der nicht nur langjährige Übung, sondern auch eine natürliche Anlage gehöre. Über dies Wort mußte Hans Castorp lachen, während er mit schmerzdem Rücken sich zurückfallen ließ, und Joachim, der nicht gleich verstand, was hier komisch war, sah ihn unsicher an, lachte dann aber auch.

"So", sagte er, als Hans Castorp ungegliedert und walzenförmig, die nachgiebige Rolle im Nacken und erschöpft von all der Gymnastik im Stuhle lag, "wenn es nun zwanzig Grad Kälte hätte,

so könnte dir auch nichts passieren." Und dann ging er hinter die Glaswand, um sich ebenfalls einzupacken.

Das mit den zwanzig Grad Kälte bezweifelte Hans Castorp, denn ihn fror entschieden, Schauer überliefen ihn wiederholt, während er durch die Holzbögen in die sickernde, nieselnnde Nässe dort draußen blickte, die jeden Augenblick auf dem Punkte schien, wieder in Schneefall überzugehen. Wie sonderbar übrigens, daß er bei all der Feuchtigkeit immer noch so trockenhitzige Backen hatte, als säße er in einem überheizten Zimmer. Auch fühlte er sich lächerlich angegriffen von den Übungen mit den Becken - wahrhaftig, "Ocean steamships" zitterte ihm in den Händen, sobald er es vor die Augen führte. So überaus gesund war er doch eben auch nicht - total anämisch, wie Hofrat Behrens gesagt hatte, und deswegen neigte er wohl auch so zum Froste. Die unangenehmen Empfindungen jedoch wurden aufgewogen durch die große Bequemlichkeit seiner Lage, die schwer zu zergliedernden und fast geheimnisvollen Eigenschaften des Liegestuhles, die Hans Castorp beim ersten Versuche schon mit höchstem Beifall empfunden hatte, und die sich wieder aufs glücklichste bewährten. Lag es an der Beschaffenheit der Polster, der richtigen Neigung der Rückenlehne, der passenden Höhe und Breite der Armstützen oder auch nur der zweckmäßigen Konsistenz der Nackenrolle, genug, es konnte für das Wohlbefinden ruhender Glieder überhaupt nicht humaner gesorgt sein als durch diesen vorzüglichen Liegestuhl. Und so war denn Zufriedenheit in Hans Castorps Herzen darüber, daß zwei leere und sicher gefriedete Stunden vor ihm lagen, diese durch die Hausordnung geheiligten Stunden der Hauptliegekur, die er, obgleich nur zu Gaste hier oben, als eine ihm ganz gemäßige Einrichtung empfand. Denn er war geduldig von Natur, konnte lange ohne Beschäftigung wohl bestehen und liebte, wie wir uns erinnern, die freie Zeit, die von betäubender Tätigkeit nicht vergessen gemacht, verzehrt und verscheucht wird. Um vier erfolgte der Vespertee mit Kuchen und Eingemachtem, etwas Bewegung im Freien sodann, hierauf abermals Ruhe im Stuhl, um sieben das Abendessen, welches, wie überhaupt die Mahlzeiten, gewisse Spannungen und Sehenswürdigkeiten mit sich brachte, auf die man sich freuen konnte, danach ein oder der andere Blick in den Herkulesischen Schrankkasten, das kaleidoskopische Fernrohr und die

kinematographische Trommel... Hans Castorp hatte den Tageslauf bereits am Schnürchen, wenn es auch viel zuviel gesagt wäre, daß er schon "eingelebt", wie man es nennt, gewesen sei.

Im Grunde hat es eine merkwürdige Bewandnis mit diesem Sicheinleben an fremdem Orte, dieser - sei es auch - mühseligen Anpassung und Umgewöhnung, welcher man sich beinahe um ihrer selbst willen und in der bestimmten Absicht unterzieht, sie, kaum daß sie vollendet ist, oder doch bald danach, wieder aufzugeben und zum vorigen Zustande zurückzukehren. Man schaltet dergleichen als Unterbrechung, Zwischenspiel in den Hauptzusammenhang des Lebens ein, und zwar zum Zweck der "Erholung", das heißt: der erneuernden, umwälzenden Übung des Organismus, welcher Gefahr lief und schon im Begriffe war, im ungegliederten Einerlei der Lebensführung sich zu verwöhnen, zu erschlaffen und abzustumpfen. Worauf beruht dann aber diese Erschlaffung und Abstumpfung bei zu lange nicht aufgehobener Regel? Es ist nicht so sehr körperlich-geistige Ermüdung und Abnutzung durch die Anforderungen des Lebens, worauf sie beruht (denn für diese wäre ja einfache Ruhe das wiederherstellende Heilmittel); es ist vielmehr etwas Seelisches, es ist das Erlebnis der Zeit - welches bei ununterbrochenem Gleichmaß abhandeln zu kommen droht und mit dem Lebensgeföhle selbst so nahe verwandt und verbunden ist, daß das eine nicht geschwächt werden kann, ohne daß auch das andere eine kümmerliche Beeinträchtigung erföhre. Über das Wesen der Langeweile sind vielfach irrige Vorstellungen verbreitet. Man glaubt im ganzen, daß Interessantheit und Neuheit des Gehaltes die Zeit "vertreibe", das heißt: verkürze, während Monotonie und Leere ihren Gang beschwere und hemme. Das ist nicht unbedingt zutreffend. Leere und Monotonie mögen zwar den Augenblick und die Stunde dehnen und "langweilig" machen, aber die großen und größten Zeitmassen verkürzen und verflüchtigen sie sogar bis zur Nichtigkeit. Umgekehrt ist ein reicher und interessanter Gehalt wohl imstande, die Stunde und selbst noch den Tag zu verkürzen und zu beschwingen, ins Große gerechnet jedoch verleiht er dem Zeitgange Breite, Gewicht und Solidität, so daß ereignisreiche Jahre viel langsamer vergehen als jene armen, leeren, leichten, die der Wind vor sich her bläst, und die verfliegen. Was man Langeweile nennt, ist also eigentlich vielmehr eine krankhafte Kurzweiligkeit der

Zeit infolge von Monotonie: große Zeiträume schrumpfen bei ununterbrochener Gleichförmigkeit auf eine das Herz erschreckende Weise zusammen; wenn ein Tag wie alle ist, so sind sie alle wie einer; und bei vollkommener Einförmigkeit würde das längste Leben als ganz kurz erlebt werden und unversehens verfliegen sein. Gewöhnung ist ein Einschlafen oder doch ein Mattwerden des Zeitsinnes, und wenn die Jugendjahre langsam erlebt werden, das spätere Leben aber immer hurtiger abläuft und hinsieht, so muß auch das auf Gewöhnung beruhen. Wir wissen wohl, daß die Einschaltung von Um- und Neugewohnungen das einzige Mittel ist, unser Leben zu halten, unseren Zeitsinn aufzufrischen, eine Verjüngung, Verstärkung, Verlangsamung unseres Zeiterlebnisses und damit die Erneuerung unseres Lebensgefühls überhaupt zu erzielen. Dies ist der Zweck des Orts- und Luftwechsels, der Badereise, die Erholbarkeit der Abwechslung und der Episode. Die ersten Tage an einem neuen Aufenthalt haben jugendlichen, das heißt starken und breiten Gang, - es sind etwa sechs bis acht. Dann, in dem Maße, wie man "sich einlebt", macht sich allmähliche Verkürzung bemerkbar: wer am Leben hängt oder, besser gesagt, sich ans Leben hängen möchte, mag mit Grauen gewahren, wie die Tage wieder leicht zu werden und zu *huschen* beginnen; und die letzte Woche, etwa von vieren, hat unheimliche Rapidität und Flüchtigkeit. Freilich wirkt die Erfrischung des Zeitsinnes dann über die Einschaltung hinaus, macht sich, wenn man zur Regel zurückgekehrt ist, aufs neue geltend: die ersten Tage zu Hause werden ebenfalls, nach der Abwechslung, wieder neu, breit und jugendlich erlebt, aber nur einige wenige: denn in die Regel lebt man sich rascher wieder ein als in ihre Aufhebung, und wenn der Zeitsinn durch Alter schon müde ist oder - ein Zeichen von ursprünglicher Lebensschwäche - nie stark entwickelt war, so schläft er sehr rasch wieder ein, und schon nach vierundzwanzig Stunden ist es, als sei man nie weg gewesen und als sei die Reise der Traum einer Nacht.

Diese Bemerkungen werden nur deshalb hier eingefügt, weil der junge Hans Castorp Ähnliches im Sinne hatte, als er nach einigen Tagen zu seinem Vetter sagte (und ihn dabei mit rotgeäderten Augen ansah):

"Komisch ist und bleibt es, wie die Zeit einem lang wird zu Anfang, an einem fremden Ort. Das heißt... Selbstverständlich kann keine Rede davon sein, daß ich mich langweile, im Gegenteil, ich kann wohl sagen, ich amüsiere mich königlich. Aber wenn ich mich umsehe, retrospektiv also, versteh mich recht, kommt es mir vor, als ob ich schon wer weiß wie lange hier oben wäre, und bis dahin zurück, wo ich ankam und nicht gleich verstand, daß ich da war und du noch sagtest: "Steige nur aus!" - erinnerst du dich?-, das scheint mir eine ganze Ewigkeit. Mit Messen und überhaupt mit dem Verstand hat das ja absolut nichts zu tun, es ist eine reine Gefühlssache. Natürlich wäre es albern, zu sagen: "Ich glaube schon zwei Monate hier zu sein", - das wäre ja Nonsens. Sondern ich kann eben nur sagen: "Sehr lange".

"Ja", antwortete Joachim, das Thermometer im Munde, "ich habe auch gut davon, ich kann mich gewissermaßen an dir festhalten, seit du da bist." Und Hans Castorp lachte darüber, daß Joachim dies so einfach, ohne Erklärung, sagte.

Aus: MARIO UND DER ZAUBERER

So ging die Pause herum, der Gongschlag ertönte, das in Plauderei gelöste Publikum sammelte sich, die Kinder rückten sich begierig auf ihren Stühlen zurecht, die Hände im Schoß. Die Bühne war offen geblieben. Cipolla betrat sie auslandenden Schrittes und begann sofort die zweite Folge seiner Darbietungen conferencemäßig einzuleiten.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Dieser selbstbewußte Verwachsene war der stärkste Hypnotiseur, der mir in meinem Leben vorgekommen. Wenn er der Öffentlichkeit über die Natur seiner Vorführungen Sand in die Augen gestreut und sich als Geschicklichkeitskünstler angekündigt hatte, so hatten damit offenbar nur polizeiliche Bestimmungen nur umgangen werden sollen, die eine gewerbsmäßige Ausübung dieser Kräfte grundsätzlich verpönten. Vielleicht ist die formale Verschleierung in solchen Fällen landesüblich und amtlich geduldet oder halb geduldet, jedenfalls hatte der Gaukler praktisch aus dem wahren Charakter seiner Wirkungen von Anfang an wenig Hehl gemacht, und die zweite

Hälfte seines Programms nun war ganz offen und ausschließlich auf den Spezialversuch, die Demonstration der Willensentziehung und -aufnötigung, gestellt, wenn auch rein rednerisch immer noch die Umschreibung herrschte. In einer langwierigen Serie komischer, aufregender, erstaunlicher Versuche, die um Mitternacht noch im vollen Gange war, bekam man vom Unscheinbaren bis zum Ungeheuerlichen alles zu sehen, was dies natürlich-unheimliche Feld an Phänomenen zu bieten hat, und den grotesken Einzelheiten folgte ein lachendes, kopfschüttelndes, sich aufs Knie schlagendes, applaudierendes Publikum, das deutlich im Bann einer Persönlichkeit von strenger Selbstsicherheit stand, obgleich es, wie mir wenigstens schien, nicht ohne widerspenstiges Gefühl für das eigentümlich Entehrende war, das für den einzelnen und für alle in Cipollas Triumphen lag.

Zwei Dinge spielten die Hauptrolle bei diesen Triumphen: das Stärkungsglaschen und die Reitpeitsche mit dem Klauengriff. Das eine mußte immer wieder dazu dienen, seiner Dämonie einzuheizen, da sonst, wie es schien, Erschöpfung gedroht hätte; und das hätte menschlich besorgt stimmen können um den Mann, wenn nicht das andere, dies beleidigende Symbol seiner Herrschaft, gewesen wäre, diese pfeifende Fuchtel, unter die seine Anmaßung uns alle stellte, und deren Mitwirkung weichere Empfindungen als die einer verwunderten und vertrotzten Unterwerfung nicht aufkommen ließ. Vermißte er sie? Beanspruchte er auch noch unser Mitgefühl? Wollte er alles haben? Eine Äußerung von ihm prägte sich mir ein, die auf solche Eifersucht schließen ließ. Er tat sie, als er, auf dem Höhepunkt seiner Experimente, einen jungen Menschen, der sich ihm zur Verfügung gestellt und sich längst als besonders empfängliches Objekt dieser Einflüsse erwiesen, durch Striche und Anhauch vollkommen kataleptisch gemacht hatte, dergestalt, daß er den in Tiefschlaf Gebannten nicht nur mit Nacken und Füßen auf die Lehnen zweier Stühle legen, sondern sich ihm auch auf den Leib setzen konnte, ohne daß der brettstarre Körper nachgab. Der Anblick des Unholds im Salonrock, hockend auf der verholzten Gestalt, war unglaublich und scheulich, und das Publikum, in der Vorstellung, daß das Opfer dieser wissenschaftlichen Kurzweil leiden müsse, äußerte Erbarmen. "Poveretto!" "Armer Kerl!" riefen gutmütige

Stimmen. "Poveretto!" höhnte Cipolla erbittert. "Das ist falsch adressiert, meine Herrschaften! Sono io il poveretto! Ich bin es, der das alles duldet." Man steckte die Lehre ein. Gut, er selbst mochte es sein, der die Kosten der Unterhaltung trug und der vorstellungsweise auch die Leibschmerzen auf sich genommen haben mochte, von denen der Giovanotto die erbärmliche Grimasse lieferte. Aber der Augenschein sprach dagegen, und man ist nicht aufgelegt, Poveretto zu jemandem zu sagen, der für die Entwürdigung der anderen leidet.

Ich habe vorgegriffen und die Reihenfolge ganz beiseite geworfen. Mein Kopf ist noch heute voll von Erinnerungen an des Cavaliere Duldertaten, nur weiß ich nicht mehr Ordnung darin zu halten, und es kommt auf sie auch nicht an. Soviel aber weiß ich, daß die großen und umständlichen, die am meisten Beifall fanden, mir weniger Eindruck machten als gewisse kleine und rasch vorübergehende. Das Phänomen des Jungen als Sitzbank kam mir soeben nur der daran geknüpften Zurechtweisung wegen gleich in den Sinn... Daß aber eine ältere Dame, auf einem Strohstuhl schlafend, von Cipolla in die Illusion gewiegt wurde, sie mache eine Reise nach Indien, und aus dem Trance sehr beweglich von ihren Abenteuern zu Wasser und zu Lande kündete, beschäftigte mich viel weniger, und ich fand es weniger toll, als daß, gleich nach der Pause, ein hoch und breit gebauter Herr militärischen Ansehens den Arm nicht mehr heben konnte, nur weil der Bucklige ihm ankündigte, er werde es nicht mehr tun können, und einmal seine Reitpeitsche dazu durch die Luft pfeifen lieb. Ich sehe noch immer das Gesicht dieses schnurrbärtig stattlichen Colonello vor mir, dies lächelnde Zähnezusammenbeißen im Ringen nach einer eingebüßten Verfügungsfreiheit. Was für ein konfuser Vorgang! Er schien zu wollen und nicht zu können; aber er konnte wohl nur nicht wollen, und es waltete da jene die Freiheit lähmende Verstrickung des Willens in sich selbst, die unser Bändiger vorhin schon dem römischen Herrn höhnisch vorausgesagt hatte.

Aus: BERLIN ALEXANDERPLATZ

Mit der 41 in die Stadt

Er stand vor dem Tor des Tegeler Gefängnisses und war frei. Western hatte er noch hinten auf den Ackern Kartoffeln geharkt mit den andern, in Stäfligskleidung, jetzt ging er im gelben Sommermantel, sie harkten hinten, er war frei. Er ließ Elektrische auf Elektrische vorbeifahren, drückte den Rücken an die rote Mauer und ging nicht. Der Aufseher am Tor spazierte einige Male an ihm vorbei, zeigte ihm seine Bahn, er ging nicht. Der schreckliche Augenblick war gekommen (schrecklich, Franze, warum schrecklich?), die vier Jahre waren um. Die schwarzen eisernen Torflügel, die er seit einem Jahre mit wachsendem Widerwillen betrachtet hatte (Widerwillen, warum Widerwillen?), waren hinter ihm geschlossen. Man setzte ihn wieder aus. Drin saßen die andern, tischlerten, lackierten, sortierten, klebten, hatten noch zwei Jahre, fünf Jahre. Er stand an der Haltestelle.

Die Strafe beginnt.

Er schüttelte sich, schluckte. Er trat sich auf den Fuß. Dann nahm er einen Anlauf und saß in der Elektrischen. Mitten unter den Leuten. Los. Das war zuerst, als wenn man beim Zahnarzt sitzt, der eine Wurzel mit der Zange gepackt hat und zieht, der Schmerz wächst, der Kopf will platzen. Er drehte den Kopf zurück nach der roten Mauer, aber die Elektrische sauste mit ihm auf den Schienen weg, dann stand nur noch sein Kopf in der Richtung des Gefängnisses. Der Wagen machte eine Biegung, Bäume, Häuser traten dazwischen.

Lebhaftige Straßen tauchten auf, die Seestraße, Leute stiegen ein und aus. In ihm schrie es entsetzt: Achtung, Achtung, es geht los. Seine Nasenspitze vereiste, über seine Backe schwirrte es. "Zwölf Uhr Mittagszeitung", "B. Z", "Die neuste Illustrierte", "Die Funkstunde neu", "Noch jemand zugestiegen?" Die Schupos haben jetzt blaue Uniformen. Er stieg unbeachtet wieder aus dem Wagen, war unter Menschen. Was war denn? Nichts. Haltung, ausgehungertes Schwein, reiß dich zusammen, kriegst meine Faust zu riechen.

Gewimmel, weich Gewimmel. Wie sich das bewegte. Mein Magen hat wohl kein Schmalz mehr, der ist wohl ganz ausgetrocknet. Was war das alles? Schuhgeschäfte, Hutgeschäfte, Glühlampen, Destillen. Die Menschen müssen doch Schule haben, wenn sie so viel rumlaufen, wir hatten ja auch eine Schusterei, wollen das mal festhalten. Hundert blanke Scheiben, laß die doch blitzern, die werden dir doch nicht bange machen, kannst sie ja kaputt schlagen, was ist denn mit die, sind eben blankgeputzt. Man riß das Pflaster am Rosenthaler Platz auf, er ging zwischen den andern auf Holzbohlen. Man mischt sich unter die andern, da vergeht alles, dann merkst du nichts, Kerl. Figuren standen in den Schaufenstern in Anzügen, Mänteln, mit Röcken, mit Strümpfen und Schuhen. Draußen bewegte sich alles, aber - dahinter - war nichts! Es - lebte - nicht! Es hatte fröhliche Gesichter, es lachte, wartete auf der Schutzinsel gegenüber Aschinger zu zweit oder zu dritt, rauchte Zigaretten, blätterte in Zeitungen. So stand das da wie die Laternen - und - wurde immer starrer. Sie gehörten zusammen mit den Häusern, alles weiß, alles Holz.

Schreck fuhr in ihn, als er die Rosenthaler Straße herunterging und in einer kleinen Kneipe ein Mann und eine Frau dicht am Fenster saßen: die gossen sich Bier aus Seideln in den Hals, ja was war dabei, sie tranken eben, sie hatten Gabeln und stachen sich damit Fleischstücke in den Mund, dann zogen sie die Gabeln wieder heraus und bluteten nicht. Oh, krampfte sich sein Leib zusammen, ich kriege es nicht weg, wo soll ich hin? Es antwortete: Die Strafe. Er konnte nicht zurück, er war mit der Elektrischen so weit hierher gefahren, er war aus dem Gefängnis entlassen und mußte hier hinein, noch tiefer hinein.

Das weiß ich, seufzte er in sich, daß ich hier rein muß und daß ich aus dem Gefängnis entlassen bin. Sie mußten mich ja entlassen, die Strafe war um, hat seine Ordnung, der Bürokrat tut seine Pflicht. Ich geh auch rein, aber ich möchte nicht, mein Gott, ich kann nicht. Er wanderte die Rosenthaler Straße am Warenhaus Tietz vorbei, nach rechts bog er ein in die schmale Sophienstraße. Er dachte, diese Straße ist dunkler, wo es dunkel ist, wird es besser sein. Die Gefangenen werden in Einzelhaft, Zellenhaft und Gemeinschaftshaft untergebracht. Bei Einzelhaft wird der Gefangene bei Tag und Nacht

unausgesetzt von andern Gefangenen gesondert gehalten. Bei Zellenhaft wird der Gefangene in einer Zelle untergebracht, jedoch bei Bewegung im Freien, beim Unterricht, Gottesdienst mit andern zusammengebracht. Die Wagen tobten und klingelten weiter, es rann Häuserfront neben Häuserfront ohne Aufhören hin. Und Dächer waren auf den Häusern, die schwebten auf den Häusern, seine Augen irrten nach oben: wenn die Dächer nur nicht abrutschten, aber die Häuser standen grade. Wo soll ick armer Deibel hin, er latschte an der Häuserwand lang, es nahm kein Ende damit. Ich bin ein ganz großer Dussel, man wird sich hier doch noch durchschlängeln können, fünf Minuten, zehn Minuten, dann trinkt man einen Kognak und setzt sich. Auf entsprechendes Glockenzeichen ist sofort mit der Arbeit zu beginnen. Sie darf nur unterbrochen werden in der zum Essen, Spaziergang, Unterricht bestimmten Zeit. Beim Spaziergang haben die Gefangenen die Arme ausgestreckt zu halten und sie vor- und rückwärts zu bewegen.

Da war ein Haus, er nahm den Blick weg von dem Pflaster, eine Haustür stieß er auf, und aus seiner Brust kam ein trauriges brummendes oh, oh. Er schlug die Arme umeinander, so mein Junge, hier frierst du nicht. Die Hoftür öffnete sich, einer schlurfte an ihm vorbei, stellte sich hinter ihn. Er ächzte jetzt, ihm tat wohl zu ächzen. Er hatte in der ersten Einzelhaft immer so geächzt und sich gefreut, daß er seine Stimme hörte, da hat man was, es ist noch nicht alles vorbei. Das taten viele in den Zellen, einige am Anfang, andere später, wenn sie sich einsam fühlten. Dann fingen sie damit an, das war noch was Menschliches, es tröstete sie. So stand der Mann in dem Hausflur, hörte das schreckliche Lärmen von der Straße nicht, die irrsinnigen Häuser waren nicht da. Mit gespitztem Munde grunzte er und ermutigte sich, die Hände in den Taschen geballt. Seine Schultern im gelben Sommermantel waren zusammengezogen zur Abwehr.

Ein Fremder hatte sich neben den entlassenen Sträfling gestellt, sah ihm zu. Er fragte: "Ist Euch was, ist Euch nicht gut, habt Ihr Schmerzen?", bis der ihn bemerkte, sofort mit dem Grunzen aufhörte. "Ist Euch schlecht, wohnt Ihr hier im Haus?" Es war ein Jude mit rotem Vollbart, ein kleiner Mann im Mantel, einen schwarzen Velourshut auf, einen Stock in der Hand. "Ne, hier wohn ich nich."

Er mußte aus dem Flur, der Flur war schon gut gewesen. Und nun fing die Straße wieder an, die Häuserfronten, die Schaufenster, die eiligen Figuren mit Hosen oder hellen Strümpfen, alle so rasch, so fix, jeden Augenblick eine andere. Und da er entschlossen war, trat er wieder in einen Hausflur, wo man aber die Tore aufriß, um einen Wagen durchzulassen. Dann rasch ins Nachbarhaus in einen engen Flur neben dem Treppenaufgang. Hier konnte kein Wagen kommen. Er hielt den Geländerpfosten fest. Und während er ihn hielt, wußte er, er wollte sich der Strafe entziehen (o Franz, was willst du tun, du wirst es nicht können), bestimmt würde er es tun, er wußte schon, wo ein Ausweg war. Und leise fing er wieder seine Musik an, das Grunzen und Brummen, und ich geh nich wieder auf die Straße. Der rote Jude trat wieder in das Haus, entdeckte den andern am Geländer zuerst nicht. Er hörte ihn summen. "Nun sagt, was macht Ihr hier? Ist Euch nicht gut?" Er machte sich vom Pfosten los, ging nach dem Hof zu. Wie er den Torflügel anfaßte, sah er, es war der Jude von dem andern Haus. "Gehn Sie doch los! Was wolln Sie denn von einem? - "Nun nun, nichts. Ihr ächzt und stöhnt so, wird man doch fragen können, wie Euch ist." Und durch den Türspalt drüben schon wieder die ollen Häuser, die wimmelnden Menschen, die rutschenden Dächer. Der Straßentlassene zog die Hoftür auf, der Jude hinter ihm: "Nun nun, was soll geschehn, wird doch nicht so schlimm sein. Man wird schon nicht verkommen. Berlin ist nicht groß. Wo tausend leben, wird noch einer leben".

Ein hoher finsterer Hof war da. Neben dem Müllkasten stand er. Und plötzlich sang er schallend los, sang die Wände an. Den Hut nahm er vom Kopf wie ein Leierkastenmann. Von den Wänden kam der Ton wieder. Das war gut. Seine Stimme erfüllte seine Ohren. Er sang mit so lauter Stimme, wie er im Gefängnis nie hatte singen dürfen. Und was er sang, daß es von den Wänden widertönte? "Es braust ein Ruf wie Donnerhall." Kriegerisch fest und markig. Und dann: "Juvivallerallera" mitten aus einem Lied. Es beachtete ihn keiner. Der Jude nahm ihn am Tor in Empfang: "Ihr habt schön gesungen. Ihr habt wirklich schön gesungen. Ihr könntet Gold mit einer Stimme verdienen, wie Ihr habt." Der Jude folgte ihm auf der Straße, nahm ihn beim Arm, zog ihn unter unendlichem Gespräch weiter, bis sie in die Gormannstraße einbogen, der Jude und der starkknochige, große

Kerl im Sommermantel, der den Mund zusammenpreßte, als wenn er Galle spucken mußte.

Aus: BERLIN ALEXANDERPLATZ

Gespräch mit Hiob, es liegt an dir, Hiob, du willst nicht

Als Hiob alles verloren hatte, alles, was Menschen verlieren können, nicht mehr und nicht weniger, da lag er im Kohlgarten.

"Hiob, du liegst im Kohlgarten, an der Hundehütte, grade so weit weg, daß dich der Wachhund nicht beißen kann. Du hörst das Knirschen seiner Zähne. Der Hund bellt, wenn sich nur ein Schritt naht. Wenn du dich umdrehst, dich aufrichten willst, knurrt er, schießt vor, zerrt an seiner Kette, springt hoch, geifert und schnappt.

Hiob, das ist der Palast, und das sind die Gärten und die Felder, die du selbst einmal besessen hast. Diesen Wachhund hast du gar nicht einmal gekannt, den Kohlgarten, in den man dich geworfen hat, hast du gar nicht einmal gekannt, wie auch die Ziegen nicht, die man morgens an dir vorbeitreibt und die dicht bei dir im Vorbeiziehen am Gras zupfen und mahlen und sich die Backen vollstopfen. Sie haben dir gehört.

Hiob, jetzt hast du alles verloren. In den Schuppen darfst du abends kriechen. Man fürchtet deinen Aussatz. Du bist strahlend über deine Güter geritten und man hat sich um dich gedrängt. Jetzt hast du den Holzzaun vor der Nase, an dem die Schnecken hochkriechen. Du kannst auch die Regenwürmer studieren. Es sind die einzigen Wesen, die sich nicht vor dir fürchten.

Deine gründigen Augen, du Haufen Unglück, du lebender Morast, machst du nur manchmal auf.

Was quält dich am meisten, Hiob? Daß du deine Söhne und Töchter verloren hast, daß du nichts besitzt, daß du in der Nacht frierst, deine Geschwüre im Rachen, an der Nase? Was, Hiob?"

"Wer fragt?"

"Ich bin nur eine Stimme".

"Eine Stimme kommt aus einem Hals."

"Du meinst, ich muß ein Mensch sein."

"Ja, und darum will ich dich nicht sehen. Geh weg."

"Ich bin nur eine Stimme, Hiob, mach die Augen auf, so weit du kannst, du wirst mich nicht sehen."

"Ach, ich phantasiiere. Mein Kopf, mein Gehirn, jetzt werde ich noch verrückt gemacht, jetzt nehmen sie mir noch meine Gedanken."

"Und wenn sie es tun, ist es schade?"

"Ich will doch nicht."

"Obwohl du so leidest, und so leidest durch deine Gedanken, willst du sie nicht verlieren?"

"Frage nicht, geh weg."

"Aber ich nehme sie dir gar nicht. Ich will nur wissen, was dich am meisten quält."

"Das geht keinen etwas an."

"Niemanden als dich?"

"Ja, ja! Und dich nicht."

Der Hund bellt, knurrt, beißt um sich. Die Stimme kommt nach einiger Zeit wieder.

"Sind es deine Söhne, um die du jammerst?"

"Für mich braucht keiner zu beten, wenn ich tot bin. Ich bin Gift für die Erde. Hinter mir muß man ausspeien. Hiob muß man vergessen."

"Deine Töchter?"

"Die Töchter, ah. Sie sind auch tot. Ihnen ist wohl. Sie waren Bilder von Frauen. Sie hatten mir Enkel gebracht, und weggerafft sind sie. Eine nach der andern ist hingestürzt, als ob Gott sie nimmt an den Haaren, hochhebt und niederwirft, daß sie zerbrechen."

"Hiob, du kannst deine Augen nicht aufmachen, sie sind verklebt, sie sind verklebt. Du jammerst, weil du im Kohlgarten liegst, und der Hundeschuppen ist das letzte, was dir geblieben ist, und deine Krankheit."

"Die Stimme, du Stimme, wessen Stimme du bist und wo du dich versteckst."

"Ich weiß nicht, worum du jammerst."

"Oh, oh."

"Du stöhnst und weißt es auch nicht, Hiob."

"Nein, ich habe - "

"Ich habe?"

"Ich habe keine Kraft. Das ist es."

"Die möchtest du haben."

"Keine Kraft mehr, zu hoffen, keinen Wunsch. Ich habe kein GebiB. Ich bin weich, ich schäme mich."

"Das hast du gesagt."

"Und es ist wahr."

"Ja, du weißt es. Das ist das Schrecklichste."

"Es steht mir also schon auf der Stirn. Solch Fetzen bin ich."

"Das ist es, Hiob, woran du am meisten leidest. Du möchtest nicht schwach sein, du möchtest widerstreben können, oder lieber ganz durchlöchert sein, dein Gehirn weg, die Gedanken weg, dann schon ganz Vieh. Wünsche dir etwas."

"Du hast mich schon soviel gefragt, Stimme, jetzt glaube ich, daß du mich fragen darfst. Heile mich! Wenn du es kannst. Ob du Satan oder Gott oder Engel oder Mensch bist, heile mich."

"Von jedem wirst du Heilung annehmen?"

"Heile mich."

"Hiob, überleg dir gut, du kannst mich nicht sehen. Wenn du die Augen aufmachst, erschrickst du vielleicht vor mir. Vielleicht laß ich mich hoch und schrecklich bezahlen."

"Wir werden alles sehen. Du sprichst wie jemand, der es ernst nimmt."

"Wenn ich aber Satan oder der Böse bin?"

"Heile mich."

"Ich bin Satan."

"Heile mich."

Da wich die Stimme zurück, wurde schwach und schwächer. Der Hund bellte. Hiob lauschte angstvoll: Er ist weg, ich muß geheilt werden, oder ich muß in den Tod. Er kreischte. Eine grausige Nacht kam. Die Stimme kam noch einmal:

"Und wenn ich der Satan bin, wie wirst du mit mir fertig werden?"

Hiob schrie: "Du willst mich nicht heilen. Keiner will mir helfen, nicht Gott, nicht Satan, kein Engel, kein Mensch."

"Und du selbst?"

"Was ist mit mir?"

"Du willst ja nicht!"

"Was."

"Wer kann dir helfen, wo du selber nicht willst!"

"Nein, nein", lallte Hiob.

Die Stimme ihm gegenüber: Gott und der Satan, Engel und Menschen, alle wollen dir helfen, aber du willst nicht - Gott aus Liebe, der Satan, um dich später zu fassen, die Engel und die Menschen, weil sie Gehilfen Gottes und des Satans sind, aber du willst nicht."

"Nein, nein", lallte, brüllte Hiob und warf sich.

Er schrie die ganze Nacht. Die Stimme rief ununterbrochen: "Gott und Satan, die Engel und die Menschen wollen dir helfen, du willst nicht." Hiob ununterbrochen: "Nein, nein." Er suchte die Stimme zu ersticken, sie steigerte sich, steigerte sich immer mehr, sie war ihm immer um einen Grad voraus. Die ganze Nacht. Gegen Morgen fiel Hiob auf das Gesicht.

Stumm lag Hiob.

An diesem Tag heilten seine ersten Geschwüre.

L.Feuchtwanger

Aus: DIE FÜCHSE IM WEINBERG

Lenormant war betäubt. Aber es war in ihm ein rasendes Gift, und er wartete darauf, fieberisch und voll Verlangen, ob der Schauspieler sich erdreisten werde, auch die nächste gebannte Stelle zu sprechen. Denn dies war der gefährlichste Satz. Ungeheuer gespannt, voll Wut und voll Verlangen, wartete Lenormant, er wünschte, daß Preville den Satz spreche; und er fürchtete sich davor.

Jetzt war es soweit. Und sieh, Preville ging ganz vor an die Rampe. Nicht in seinem Kastanienhain wollte er den Satz sprechen, nicht fallenlassen wollte er ihn; nein, jedes Wort verstehen, jede Silbe spüren sollten die Hörer. Ganz vor trat er, die Arme hob er, die Hände zu halben Fäusten rundete er, und, das Gesicht wollustig vor Zorn und Begierde, sehr leise, doch überaus deutlich in das totenstille Haus, sagte er: "Oh, wenn ich einen von diesen großen Herren hier in meinen Händen hielte". Wie er das seufzte, stöhnte. Eine wüstere Aufstachelung zur Revolution konnte man sich nicht vorstellen. Und es sprang denn auch das ganze Publikum hoch.

Fischweiber in der Loge der Königin kreischten, die Kohlenträger klatschten in ihre ungeheueren Prätzen.

Monsieur Charles Lenormant d'Etiolles saß ganz still, in manierlicher Haltung. Nicht einmal auf seinem Gesicht wagte er seine grenzenlose Angst und Wut Ausdruck werden zu lassen, er verschloß sie tief in seiner Brust. Er wußte, wenn er jetzt das kleinste Wort der Opposition wagte, einen Zwischenruf, einen Pfiff, dann würden ihn die Zuschauer zerreißen. Aber hinter seiner unbewegten Stirn war Panik ohne Maß. Es waren viele seines Standes im Hause. Sie lachten mit den anderen, klatschten mit den anderen, freuten sich mit den anderen. Sie sahen immer noch nichts, die blinden Kälber. Sie glaubten, das, was ihnen da vorgeführt wurde, seien hübsche Wasserkünste. Merkten sie nicht, daß es Sintflut war?

Schwarze Hoffnungslosigkeit, unerträgliche Trauer klemmte Monsieur Lenormant die Brust. Er spürte seinen Untergang und den Untergang all dessen, was ihm und den Seinen das Leben lebenswert machte.

Fr. Kafka

AUF DER GALERIE

Wenn irgendeine hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwiegenden erbarmungslosen Chef monatenlang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhammer sind - vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief: Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alle geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Saltomortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küßt und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will - da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brustung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

A. Seghers

DAS OBDACH

An einem Morgen im September 1940, als auf dem Place de la Concorde in Paris die größte Hakenkreuzfahne der deutsch besetzten Länder wehte und die Schlangen vor den Läden so lang wie die Straßen selbst waren, erfuhr eine gewisse Luise Meunier, Frau eines Drehers, Mutter von drei Kindern, daß man in einem Geschäft im XIV. Arrondissement Eier kaufen konnte.

Sie machte sich rasch auf, stand eine Stunde Schlange, bekam fünf Eier, für jedes Familienmitglied eins. Dabei war ihr eingefallen, daß hier in derselben Straße eine Schulfreundin lebte, Annette Villard, Hotelangestellte. Sie traf auch die Villard an, jedoch in

einem für diese ruhige, ordentliche Person befremdlich erregten Zustand.

Die Villard erzählte, Fenster und Waschbecken scheuernd, wobei ihr die Meunier manchen Handgriff tat, daß gestern die Gestapo einen Mieter verhaftet habe, der sich im Hotel als Elsässer eingetragen, jedoch, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, aus einem deutschen Konzentrationslager vor einigen Jahren entflohen war. Der Mieter, erzählte die Villard, Scheiben reibend, sei in die Sante gebracht worden, von dort aus wurde er bald nach Deutschland abtransportiert werden und wahrscheinlich an die Wand gestellt. Doch was ihr weit näher gehe als der Mieter, denn schließlich Mann sei Mann, Krieg sei Krieg, das sei der Sohn des Mieters. Der Deutsche habe nämlich ein Kind, einen Knaben von zwölf Jahren, der habe mit ihm das Zimmer geteilt, sei hier in die Schule gegangen, rede französisch wie sie selbst, die Mutter sei tot, die Verhältnisse seien undurchsichtig wie meistens bei den Fremden. Der Knabe habe, heimkommend von der Schule, die Verhaftung des Vaters stumm ohne Tränen zur Kenntnis genommen. Doch von dem Gestapooffizier aufgefordert, sein Zeug zusammenzupacken, damit er am nächsten Tag abgeholt werden könne und nach Deutschland zurückgebracht zu seinen Verwandten, da habe er plötzlich laut erwidert, er schmisse sich eher unter ein Auto, als daß er in diese Familie zurückkehre. Der Gestapooffizier habe ihm scharf erwidert, es drehe sich nicht darum, zurück oder nicht, sondern zu den Verwandten zurück oder in die Korrekationsanstalt. - Der Knabe habe Vertrauen zu ihr, Annette, sie habe ihn auch frühmorgens weg in ein kleines Cafe gebracht, dessen Wirt ihr Freund sei. Da sitze er nun und warte. Sie habe geglaubt, es sei leicht, den Knaben unterzubringen, doch bisher habe sie immer nur Nein gehört, die Furcht sei zu groß. Die eigene Wirtin fürchte sich sehr vor den Deutschen und sei erbost über die Flucht des Knaben.

Die Meunier hatte sich alles schweigend angehört: erst als sie fertig war, sagte sie: "Ich möchte gern einmal einen solchen Knaben sehen." Worauf ihr die Villard das Cafe nannte und noch hinzufügte: "Du fürchtest dich doch nicht etwa, dem Jungen Wasche zu bringen?" Der Wirt des Cafes, bei dem sie sich durch einen Zettel der Villard auswies, führte sie in sein morgens geschlossenes Billardzimmer. Da

sah der Knabe und sah in den Hof. Der Knabe war so groß wie ihr ältester Sohn, er war auch ähnlich gekleidet, seine Augen waren grau, in seinen Zügen war nichts Besonderes, was ihn als den Sohn eines Fremden stempelte. Die Meunier erklärte, sie brächte ihm Wäsche. Er dankte nicht, er sah ihr nur plötzlich scharf ins Gesicht. Die Meunier war bisher eine Mutter gewesen wie alle Mütter; Schlangen stehen, aus nichts etwas, aus etwas viel machen, Heimarbeit zu der Hausarbeit übernehmen, das alles war selbstverständlich. Jetzt, unter dem Blick des Jungen, wuchs mit gewaltigem Maß das Selbstverständliche, und mit dem Maß ihre Kraft. Sie sagte: "Sei heute abend um sieben im Cafe Biard an den Hallen." Sie machte sich eilig heim. Um wenigstens ansehnlich auf den Tisch zu bringen, braucht es lange Küche. Ihr Mann war schon da. Er hatte ein Kriegsjahr in der Maginotlinie gelegen, er war seit drei Wochen demobilisiert, vor einer Woche hatte sein Betrieb wieder aufgemacht, er war auf Halbtagsarbeit gesetzt, er verbrachte den größten Teil der Freizeit in der Wirtschaft, dann kam er wütend über sich selbst heim, weil er von den wenigen Sous noch welche in der Wirtschaft gelassen hatte. Die Frau, zu bewegt, um auf seine Miene zu achten, begann sogleich mit dem Eierschlagen ihren Bericht, der bei dem Mann vorbauen sollte. Doch wie sie auf dem Punkt angelangt war, der fremde Knabe sei aus dem Hotel gelaufen, er sucht in Paris Schutz vor den Deutschen, unterbrach er sie folgendermaßen: "Deine Freundin Annette hat wirklich sehr dumm getan, einen solchen Unsinn zu unterstützen. Ich hätte an ihrer Stelle den Jungen eingesperrt. Der Deutsche soll selbst sehen, wie er mit seinen Landsleuten fertig wird... Er hat selbst nicht für sein Kind gesorgt. Der Offizier hat also auch recht, wenn er das Kind nach Haus schickt. Der Hitler hat nun einmal die Welt besetzt, da nutzen keine Phrasen was dagegen." Worauf die Frau schlau genug war, rasch etwas anderes zu erzählen. In ihrem Herzen sah sie zum ersten Mal klar, was aus dem Mann geworden war, der früher bei jedem Streik, bei jeder Demonstration mitgemacht hatte und sich am 14. Juli stets so betragen, als wollte er ganz allein die Bastille noch einmal stürmen. Er glich aber jenem Riesen Christophorus in dem Märchen - ihm gleichen viele -, der immer zu dem übergeht, der ihm am stärksten scheint und sich als stärker erweist als sein

jeweiliger Herr, so daß er zuletzt beim Teufel endet. Doch weder in der Natur der Frau noch in ihrem ausgefüllten Tag war Raum zum Trauern. Der Mann war nun einmal ihr Mann, sie war nun einmal die Frau, da war nun einmal der fremde Junge, der auf sie wartete. Sie lief daher abends in das Cafe bei den Hallen und sagte zu dem Kind: "Ich kann dich erst morgen zu mir nehmen." Der Knabe sah sie wieder scharf an, er sagte: "Sie brauchen mich nicht zu nehmen, wenn Sie Angst haben." Die Frau erwiderte trocken, es handle sich nur darum, einen Tag zu warten. Sie bat die Wirtin, das Kind eine Nacht zu behalten, es sei mit ihr verwandt. An dieser Bitte war nichts Besonderes, da Paris von Flüchtlingen wimmelte.

Am nächsten Tag erklärte sie ihrem Mann: "Ich habe meine Kusine Alice getroffen, ihr Mann ist in Pithiviers im Gefangenenlazarett, sie will ihn ein paar Tage besuchen. Sie hat mich gebeten, ihr Kind solange aufzunehmen." - Der Mann, der Fremde in seinen vier Wänden nicht leiden konnte, erwiderte: "Daß ja kein Dauerzustand daraus wird." - Sie richtete also für den Knaben eine Matratze. Sie hatte ihn unterwegs gefragt: "Warum willst du eigentlich nicht zurück?" Er hatte geantwortet: "Sie können mich immer noch hier lassen, wenn Sie Angst haben. Zu meinen Verwandten werde ich doch nicht gehen. Meine Mutter und mein Vater wurden beide von Hitler verhaftet. Sie schrieben und druckten und verteilten Flugblätter. Meine Mutter starb. Sie sehen, mir fehlt ein Vorderzahn. Den hat man mir dort in der Schule ausgeschlagen, weil ich ihr Lied nicht mitsingen wollte. Auch meine Verwandten waren Nazi. Sie quälten mich am meisten. Sie beschimpften Vater und Mutter." Die Frau hatte ihn nur darauf zu gebeten zu schweigen, dem Mann gegenüber, den Kindern, den Nachbarn.

Die Kinder konnten den fremden Knaben weder gut noch schlecht leiden. Er hielt sich abseits und lachte nicht. Der Mann konnte den Knaben sofort nicht leiden; er sagte, der Blick des Knaben mißfalle ihm. Er schalt seine Frau, die von der eigenen Ration dem Knaben abgab, er schalt auch die Kusine, es sei eine Zumutung, anderen Kinder aufzuladen. Und solche Klagen pflegten bei ihm in Belehrungen überzugehen, der Krieg sei nun einmal verloren, die Deutschen hatten nun einmal das Land besetzt, die hatten aber Disziplin, die verstünden sich auf Ordnung. Als einmal der Junge

die Milchkanne umstieß, sprang er los und schlug ihn. Die Frau wollte später den Jungen trösten, der aber sagte: "Noch besser hier als dort."

"Ich möchte", sagte der Mann, "einmal ein richtiges Stück Käse zum Nachtschinken haben." - Am Abend kam er ganz aufgeregt heim. "Stell dir vor, was ich gesehen habe. Ein riesiges deutsches Lastauto, ganz voll mit Rädern von Käse. Die kaufen, was sie Lust haben. Die drucken Millionen und geben sie aus."

Nach zwei, drei Wochen begab sich die Meunier zu ihrer Freundin Annette. Die war über den Besuch nicht erfreut, bedeutete ihr, sich in diesem Stadtviertel nicht mehr sehen zu lassen, die Gestapo habe geflüchtet, gedroht. Sie habe sogar herausbekommen, in welchem Cafe der Knabe gewartet habe, auch daß ihn dort eine Frau besuchte, daß beide den Ort zu verschiedenen Zeiten verließen. - Auf ihrem Heimweg bedachte die Meunier noch einmal die Gefahr, in die sie sich und die Ihren brachte. Wie lange sie auch erwog, was sie ohne Erwägen in einem raschen Gefühl getan hatte, der Heimweg selbst bestätigte ihren Entschluß, die Schlangen vor den offenen Geschäften, die Läden vor den geschlossenen, das Hupen der deutschen Autos, die über die Boulevards sausten, und über den Toren die Hakenkreuze. So, daß sie bei ihrem Eintritt in ihre Küche dem fremden Knaben in einem zweiten Willkomm übers Haar strich. Der Mann aber fuhr sie an, sie hätte an diesem Kind einen Narren gefressen. Er selber ließ seine Mürrigkeit, da die eigenen Kinder ihn dauerten - alle Hoffnungen hatten sich plötzlich in eine klägliche Aussicht verwandelt auf eine trübe, unfreie Zukunft-, an dem fremden aus.

Da der Knabe zu vorsichtig war und zu schweigsam, um einen Anlaß zu geben, schlug er ihn ohne solchen, indem er behauptete, der Blick des Knaben sei frech. Er selber war um sein letztes Vergnügen gebracht worden. Er hatte noch immer den größten Teil seiner freien Zeit in der Wirtschaft verbracht, was ihn etwas erleichtert hatte. Jetzt war am Ende der Gasse die Schmiede zwangsweise von den Deutschen abgekauft worden. Die Gasse, bisher recht still und hakenkreuzfrei, ging plötzlich von deutschen Monteuren zu wimmeln an. Es stauten sich deutsche Wagen, die repariert werden sollten, und Nazisoldaten besetzten die Wirtschaft und fühlten

sich dort daheim. Der Mann der Meunier konnte den Anblick nicht ertragen. Oft fand ihn die Frau stumm vor dem Küchentisch. Sie fragte ihn einmal, als er fast eine Stunde reglos gesessen hatte, den Kopf auf den Armen, mit offenen Augen, woran er wohl eben gedacht habe. "An nichts und an alles. Und außerdem noch an etwas ganz Abgelegenes. Ich habe soeben, stell dir vor, an diesen Deutschen gedacht, von dem dir deine Freundin Annette erzählt hat, ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst, der Deutsche, der gegen Hitler war, den Deutschen, den die Deutschen verhafteten. Ich möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist. Aus ihm und seinem Sohn." - Die Meunier erwiderte: "Ich habe kürzlich die Villard getroffen. Sie haben damals den Deutschen in die Sante gebracht. Er ist inzwischen vielleicht schon erschlagen worden. Das Kind ist verschwunden. Paris ist groß. Es wird sich ein Obdach gefunden haben." Da niemand gern zwischen den Nazisoldaten sein Glas austrank, zog man oft mit ein paar Flaschen in Meuniers Küche, was ihnen früher ungewohnt gewesen wäre und beinahe zuwider. Die meisten waren Meuniers Arbeitskollegen aus demselben Betrieb, man sprach freiweg. Der Chef in dem Betrieb hatte sein Büro dem deutschen Kommissar eingeräumt. Der ging und kam nach Belieben. Die deutschen Sachverständigen prüften, wogen, nahmen ab. Man gab sich nicht einmal mehr Mühe, in den Büros der Verwaltung geheim zu halten, für wen geschuftet wurde. Die Fertigteile aus dem zusammengeschweißten Metall wurden nach dem Osten geschickt, um anderen Völkern die Gurgel abzdrehen. Das war das Ende vom Lied, verkürzte Arbeitszeit, verkürzter Arbeitslohn, Zwangstransporte. Die Meunier liebte ihre Laden herunter, man dämpfte die Stimmen. Der fremde Junge senkte die Augen, als fürchte er selbst, sein Blick sei so scharf, daß er sein Herz verraten könne. Er war so bleich, so hager geworden, daß ihn der Meunier mürrisch betrachtete und die Furcht äußerte, er möge von einer Krankheit befallen sein und die eigenen Kinder noch anstecken. Die Meunier hatte an sich selbst einen Brief geschrieben, in dem die Kusine bat, den Knaben noch zu behalten, ihr Mann sei schwerkrank, sie ziehe vor, sich für eine Weile in seiner Nähe einzumieten. - "Die macht sich's bequem mit dem Bengel", sagte der Meunier. Die Meunier lobte eilig den Jungen, er sei sehr anständig, er ginge schon jeden Morgen um vier Uhr in die

Hallen, zum Beispiel hatte er heute dieses Stück Rindfleisch ohne Karten ergattert.

Auf dem gleichen Hof mit den Meuniers wohnten zwei Schwestern, die waren immer recht übel gewesen, jetzt gingen sie gern in die Wirtschaft herüber und hockten auf den Knien der deutschen Monteure. Der Polizist sah's an, dann nahm er die beiden Schwestern mit aufs Revier, sie heulten und sträubten sich, er ließ sie in die Kontrolliste eintragen. Die ganze Gasse freute sich darüber, doch leider wurden die Schwestern jetzt noch viel übler, die deutschen Monteure gingen bei ihnen aus und ein, sie machten den Hof zu dem ihren, man hörte den Lärm in Meuniers Küche. Dem Meunier und seinen Gästen war es längst nicht mehr zum Lachen, der Meunier lobte jetzt nicht mehr die deutsche Ordnung, mit feiner, gewissenhafter, gründlicher Ordnung war ihm das Leben zerstört worden, im Betrieb und daheim, seine kleinen und großen Freuden, sein Wohlstand, seine Ehre, seine Ruhe, seine Nahrung, seine Luft.

Eines Tages fand sich der Meunier allein mit seiner Frau. Nach langem Schweigen brach es aus ihm heraus, er rief: "Sie haben die Macht, was willst du! Wie stark ist dieser Teufel! Wenn es nur auf der Welt einen gäbe, der stärker wäre als er! Wir aber, wir sind ohnmächtig. Wir machen den Mund auf, und sie schlagen uns tot. Aber der Deutsche, von dem dir einmal deine Annette erzählt hat, du hast ihn vielleicht vergessen, ich nicht. Er hat immerhin was riskiert. Und sein Sohn, alle Achtung! Deine Kusine mag sich selbst aus dem Dreck helfen mit ihrem Bengel. Das macht mich nicht warm. Den Sohn dieses Deutschen, den würde ich aufnehmen, der könnte mich warm machen. Ich würde ihn höher halten als meine eigenen Söhne, ich würde ihn besser füttern. Einen solchen Knaben bei sich zu beherbergen, und diese Banditen gehen aus und ein und ahnen nicht, was ich wage und was ich für einer bin und wen ich versteckt habe! Ich würde mit offenen Armen einen solchen Jungen aufnehmen."

Die Frau drehte sich weg und sagte: "Du hast ihn bereits aufgenommen."

Ich habe diese Geschichte erzählen hören in meinem Hotel im XVI. Arrondissement von jener Annette, die dort ihren Dienst genommen hatte, weil es ihr auf der alten Stelle nicht mehr geheuer war.

Als Georg in das Büfett eintrat und Kaffee und Suppen roch und hinter Glas Brot und Schalen mit Essen sah, vergaß er vor Hunger und Durst Furcht und Hoffnung. Er wechselte bei der KassiererIn eine Mark von Bellonis Geld. Mit quälender Langsamkeit drehte sich das belegte Brot der Öffnung zu. Warten müssen, bis sich die Tasse unter dem dünnen FädeIn Kaffee füllte, für die, die warten können.

Das Büfett war ziemlich voll. Zwei junge Burschen mit den Mützen der Gasgesellschaft hatten sich ihre Tassen und Teller an einen der Tische getragen, an denen ihre Werkzeugtaschen lehnten. Sie aßen, schwatzten, bis plötzlich der eine abbrach. Er merkte nicht, daß ihn sein Freund verwundert betrachtete und sich dann umsah, wohin der andere blickte.

Georg war inzwischen satt geworden. Er verließ das Büfett, ohne nach rechts oder links zu sehen. Dabei streifte er jenen Burschen, der eben bei seinem Anblick zusammengezuckt war. "Hast du denn den gekannt?" fragte der andere. "Fritz", sagte der erste, "du kennst ihn ja auch. Hast ihn früher gekannt." Der andere sah ihn unsicher an. "Das war sicher Georg", fuhr der erste fort, ganz offen, außer sich. "Ja, der Heisler, ja, der Geflüchtete." Da sagte der andere mit einem halben Lächeln, mit einem schrägen Blick: "Gott! Du hättest dir was verdienen können."

"Hätt ich? Hättest du?"

Plötzlich sahen sie sich in die Augen mit dem furchtbaren Blick, der Taubstummen eigen ist oder sehr klugen Tieren, allen jenen Geschöpfen, deren Vernunft auf Lebenszeit eingesperrt ist und unmittelbar. Dann blitzte in den Augen des einen auf, was ihm die Zunge löste. "Nein", sagte er, "auch ich hätte es nicht getan." Sie packten ihre Taschen zusammen, früher waren sie ganz gute Freunde gewesen, dann kamen die Jahre, in denen sie nichts Vernünftiges mehr miteinander sprachen aus Angst, sich einander auszuliefern, falls sich der andere verändert hatte. Jetzt hatte sich herausgestellt, daß sie beide die alten geblieben waren. Sie verließen das Büfett in Freundschaft.

HARRICK
(leicht gekürzt)

Harrick war sein Familienname, sein Rufname Anatoli, sein Vatersname Isaak. Er war der russische Sproß einer aus Amerika eingewanderten jüdischen Familie, einziger Sohn und vergötterter Liebling. Schmächtig, kaum mittelgroß, mit seinen glattgeschorenen, pechschwarzen Haarstoppeln und einer Brille mit starken Gläsern, war der zweiundzwanzigjährige Harrick durchaus kein schneidiger, vielmehr ein recht seltsamer Soldat.

Er wurde nie anders genannt als Harrick. Das mochte daran liegen, daß sein Name wie ein Rufname klingt. Als ich ihn kennenlernte - es war im Spätherbst des Jahres 1942 an der Front bei Woronesch -, war er bereits Major. In den Kämpfen um Moskau hatte er sich nicht nur tapfer, sondern auch ungewöhnlich umsichtig gezeigt, hatte einen abgeschnittenen Truppenteil auf abenteuerlichen Wegen aus dem Hinterland der deutschen Front zurück in die russischen Linien geführt. Er wurde in dieser Winterschlacht vor Moskau Oberleutnant und bald danach zur politischen Abteilung des Stabes versetzt; denn Harrick beherrschte die deutsche Sprache, er hatte studiert und im letzten Jahr am Pädagogischen Institut Literaturgeschichte gelesen.

Deutsche Literaturgeschichte war sein Spezialgebiet. "Zwei Seelen wohnen - ach! in meiner Brust!" sagte er oft scherzend, und das "ach" betonte er auf eine unnachahmlich komische Weise. Die beiden Seelen in seiner Brust waren eine russische und eine deutsche. Eigenartigerweise war ihm Amerika, von wo seine Eltern gekommen waren, ein völlig fremde, ihm restlos gleichgültige Welt. "Die Dollarwelt muß eine entsetzlich triste Welt sein, eine Kulturwüste", meinte er. Ich widersprach lebhaft, mir schien dies übertrieben. Aber er lächelte wie ein Wissender und erwiderte: "Dort ist jeder Mensch ein Dollarjäger! Ich weiß es! Magnaten gibt es, aber keine Philosophen! Krämer, aber keine Künstler! O ja, alle können lesen und schreiben, aber kaum einer liest ein gutes Buch! Deutschland dagegen - ach!"

Und in diesem "ach" lag unendlich viel Liebe und unendlich viel Schmerz. Nach solchen Gesprächen blickte er mich an und fragte, ängstlich fast: "Und was wird werden?" Die deutsche Armee war ihm eine waffenstarrende Barriere, durch die es sich hindurchzukämpfen galt, um an das echte Deutschland zu kommen, jenes Deutschland, das in seinem Innern lebte und das für ihn auch Lessing und Goethe hieß, Glück und Beethoven, Heine und Büchner, Hegel und Marx, Grünewald und Liebermann.

Wunderschöne, mir unvergeßliche Stunden waren es, in denen wir, allein in unserem kahlen Quartier hinter der Front, uns auf Entdeckungsfahrten ins andere, ins bessere Deutschland begaben und einen Schatz nach dem andern hoben. ()

Harrick hat Deutschland nie gesehen. Nie ist er durch eine deutsche Stadt gegangen. Nie hat er an einem deutschen Flußufer gestanden. Nie von einem Gipfel herab auf deutsches Land gesehen. Die deutsche Sprache hatte er in Astrachan auf der Schule gelernt, die deutsche Literatur in Moskau an der Universität. Ich hielt ihn lange Zeit selber für einen Dichter, der sich nur genierte, es einzugestehen. Ich irrte, in seinem Nachlaß fanden sich wohl zahlreiche Notizen über Vernehmungen deutscher Kriegsgefangener, aber kein irgendwie gearteter poetischer Versuch.

Die uniformierten Marionetten in der deutschen Armee, die er zur Genüge kennengelernt hatte, waren ihm nicht Deutschland, nicht das Deutschland, wie er es sah, wie er es kannte, denn das war ein Reich erhabener Gedanken und Empfindungen und nicht zuletzt ein Reich "zur Beförderung der Humanität". Auf die rührendste Weise konnte er fragen, wie die Luft in Deutschland schmecke. Ob es dort Nachtigallen gebe? Warum eigentlich im Lande von Marx und Engels die Arbeiter so unbegreiflich passiv seien? Warum so viele Deutsche so gern ihren Generalen und so ungern ihren großen Denkern und Dichtern folgten? Meine Antworten hätten sein Traumreich zerstören müssen, jedoch ich merkte bald, ich mochte sagen, was ich wollte, Deutschland, wie es in seiner Brust lebte, war unzerstörbar. Eines Tages kam er bleich und verstört ins Zimmer, wich meinen Blicken aus, setzte sich an den Tisch und hielt seinen Kopf tief über einige Akten gebeugt. Er las aber nicht, denn er hielt seine Augen geschlossen. Schweigend saßen wir uns gegenüber. Als er seinen

Blick hob, hatte er Tränen in den Augen. Unvermittelt sagte er:
"Wie ein Schwein hab ich mich heute benommen!"

Ich mußte ein Lächeln unterdrücken. Was er da sagte, war schlechterdings unmöglich. Was aber mochte vorgefallen sein? Ich fragte jedoch nicht, sondern sah ihn nur an.

"Ja, es war gemein von mir! Wie dieser Mensch sich jetzt quälen mag...! Ich geh noch mal hin!"

"Wohin?"

"Ins Frontgefangenenlager!"

"Zu Fuß?"

"Natürlich! Bin auch zu Fuß hin- und zurückgegangen!"

Das Frontgefangenenlager lag in einem benachbarten Dorf, gut fünfzehn Kilometer von uns. Es war Abend geworden, und Irrsinn war's gewesen, in die Dunkelheit hinauszulaufen. Nun rief ich doch:
"Mein Gott, was ist denn passiert?"

"Wie ich das konnte?" Harrick nahm seine Brille ab und strich sich mit der Hand über Augen und Gesicht. "Ich verstehe es selber nicht!"

"Aber was denn, Harrick?"

Und er erzählte. Stockend erzählte er. Er schämte sich dessen, was er erzählte... Ein deutscher Flieger war hinter der Front abgeschossen worden. In den Trümmern des Flugzeugs konnte der Pilot noch lebend geborgen werden. Mit gebrochenem Bein lag er im Hospital des Gefangenenlagers. Er war von einer Einheit, die neu an diesem Frontabschnitt war. Harrick hatte den Auftrag erhalten, den Gefangenen zu vernehmen und herauszubekommen, welcher Formation er angehörte und von wo seine Einheit abgezogen worden war.

"Rheinländer ist er. Aus Bonn... der Heimatstadt Beethovens... Ein Leutnant und fanatischer, verbissener Hitleranhänger..."

Ich mußte wieder lächeln. Harrick fand es offenbar unbegreiflich, wie ein Mensch, mit Beethoven in derselben Stadt geboren, überhaupt Nazi sein konnte.

"... Arrogant, sag ich dir. Frech geradezu. Hatte nur noch gefehlt, daß er mir ins Gesicht spuckte."

"Und was hast du mit ihm gemacht?"

Harrick begann die Papiere, die vor ihm lagen, zu ordnen, legte das

eine hierhin, das andere dorthin, schob einen Stapel Flugblätter zurecht und berichtete dabei.

Um es kurz zu sagen, nicht so weitschweifig, wie er es hervorbrachte - er hatte in seiner Wut den Gefangenen angeschrien: "Sie wollen nicht antworten? Also gut! Morgen früh um fünf Uhr werden Sie erschossen!"

"Und dann bist du gegangen?"

"Nun ja!"

"War er sehr bestürzt?"

Harrick antwortete nicht.-

In der Nacht wurde Harrick krank. Er fieberte und redete wirres Zeug. Wir hatten im Dorf keinen Arzt. Kurz nach Mitternacht machte ich mich auf den Weg nach dem Fronthospital. Oberleutnant Boris Iwanowitsch blieb bei Harrick.

Weiß war die Oktobernacht. Neuschnee lag, und am wolkenlosen Himmel stand ein vereister Mond. Der Schnee knirschte unter meinen Füßen. Schneebehängene Tannen zu meiner Linken, endlos weite Felder zu meiner Rechten, wie eine unberührte Schneewüste, ohne Baum, ohne Weg und ohne Haus. Es war längst nicht so kalt, wie ich befürchtet hatte, und ich schritt tüchtig aus... Wenn Harrick nur nicht ernstlich krank würde. Das war dieser Nazi wahrhaftig nicht wert... Wie er sich vor sich selber schämte...

Als ich das Nachbardorf erreichte, schlief im Hospital noch alles, auch die Nachtwache. Ich läutete Alarm, rief nach einem Arzt. Und während der Chefarzt des Hospitals sich ankleidete, die Nachtwache in den Stab geschickt wurde, einen Wagen zu holen, suchte ich den gefangenen Fliegerleutnant und fand ihn im Erdgeschoß in einem isolierten Krankenzimmer, vor dem ein Rotarmist saß. Der sagte unwirsch: "Der Gefangene schläft!"

Ich trat ins Zimmer, knipste das Licht an. Der Gefangene schlief tatsächlich. Auch der Rotarmist, das Gewehr in der Hand, kam neugierig heran. Der kranke Gefangene hatte wirklich einen gesunden Schlaf; er atmete schnarchend. Ich faßte ihn bei der Schulter, rüttelte ihn. Er öffnete die Augen, blickte auf mich, auf den Rotarmisten, und ich sah, wie seine Lippen bebten. Hastig richtete er sich auf und rief überlaut: "Wenn ich nun allen Angaben mache, werde ich dann auch noch erschossen?"

"Nein", erwiderte ich, "Sie werden nicht erschossen!"

Der Gefangene griff unter die Bettdecke und reichte mir einen großen Bogen Papier, "Ich habe alles aufgeschrieben, was der Offizier wissen wollte... Sehr gewissenhaft aufgeschrieben... Wenn etwas fehlen sollte...?"

Ich nahm das mit Bleistift engbeschriebene Blatt und steckte es ungelesen ein. "Gut! Schlafen Sie nur weiter!"

"Danke!" flüsterte der Gefangene.

Genau vierzehn Tage später starb Harrick. Nicht an seinem Fieber, nein, das sank rasch, als er von meinem Besuch bei dem Gefangenen erfuhr. Er selber brachte die Ergebnisse seiner Vernehmung in den Stab. Major Harrick, der Russe und Jude, hatte einen tragischen Tod.

Er befand sich in der Frontlinie, hatte am Abend durch den Lautsprecher nach den deutschen Stellungen hinüber gesprochen. Noch vor der Morgendämmerung wollte er zurück in den Divisionsstab. Alles war zum Aufbruch bereit, als von deutscher Seite ein heftiges Gewehr- und Maschinenpistolenfeuer einsetzte. Kurz darauf riefen Rotarmisten: "Dwa Nemzi!... Überläufer!" Da kam auch schon einer herangekrochen, schwang sich über die Brüstung und ließ sich in den Graben fallen. Angstschweiß schimmerte auf seiner Stirn. "Da! Da! Da!" rief er den Rotarmisten zu und wies dahin, woher er gekommen. Harrick trat hinzu. Aber bevor er den Überläufer fragen konnte, hörte er schon, was der meinte. In dem Lärm der Gewehrschüsse und Handgranaten erklangen klägliche Hilferufe, tierische Schreie.

Harrick fragte den Geretteten, der erschöpft an der Grabenwand lehnte, warum er seinen Kameraden im Stich gelassen habe? Ob der schwer verwundet worden sei? "Wer ist es? Rede doch, Mensch!"

Der Überläufer stammelte: "Ein... ein... Musiker... Musikschüler... Er wollte... Er sagte zu mir..."

Die Rotarmisten erzählten später, Major Harrick habe sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet und einige Sekunden starr vor sich hingeblickt. Plötzlich, für alle ganz überraschend, sei er über den Grabenrand geklettert und hinausgekrochen.

Zu allem Unglück hatte er seine Brille beim Krochen verloren; kaum etwas sehend, war er im Zickzack dahingekrochen, hatte mehrere Male gehalten und den Kopf gehoben, um zu hören, von wo der Verwundete

rief. Er erreichte ihn dann auch, aber im selben Augenblick mußte ihm die tödliche Kugel getroffen haben. Unbeweglich war er neben dem Verwundeten liegengeblieben, der grauenvolle Schreie ausstieß. Noch in den Nachmittagsstunden hatte man dessen Wimmern gehört. Als endlich auch dieser Tag in Dunkelheit versunken war, kroch ein Späntrupp vor, um den Leichnam des Majors Harrick zu holen. Sie brachten ihn und den toten Deutschen. Wir haben beide in e'n Grab gebettet.

B. Brecht

FRAGEN EINES LESENDEN ARBEITERS

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer
fertig war
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Über wen
Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem
sagenhaften Atlantis
Brüllten doch in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.
Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
Untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte
So viele Fragen.

Johannes R. Becher

TRANEN DES VATERLANDES ANNO 1937

I

O Deutschland! Sagt, was habt aus Deutschland ihr gemacht?
Ein Deutschland stark und frei?! Ein Deutschland hoch in Ehren?
Ein Deutschland, drin das Volk sein Hab und Gut kann mehren,
Auf aller Wohlergehen ist jedermann bedacht?

Erinnerst du dich noch des Rufs: "Deutschland erwacht!"
Als würden sie dich bald mit Gaben reich beschenken,
So nahmen sie dich hin, die heute dich verheeren.
Geschlagen bist du mehr denn je in einer Schlacht.

Dein Herz ist eingeschrumpft. Dein Denken ist mißraten.
Dein Wort war Lug und Trug. Was ist noch wahr und echt?
Was Lüge noch verdeckt, entblößt sich in den Taten:
Die Peitsche hebt zum Schlag ein irrer Folterknecht,

Der Henker wischt das Blut von seines Beiles Schneide -
O wieviel neues Leid zu all dem alten Leide!

Du mächtig deutscher Klang: Bachs Fugen und Kantaten!
 Du zartes Himmelsblau, von Grünewald gemalt!
 Du Hymne Hölderlins, die feierlich uns strahlt!
 O Farbe, Klang und Wort: geschändet und verraten!

Gelang es euch noch nicht, auch die Natur zu morden?!
 Ziehn Neckar und der Rhein noch immer ihren Lauf?
 Du Spielplatz meiner Kindheit: wer spielt wohl heut darauf?
 Schwarzwald und Bodensee, was ist aus euch geworden?

Das vierte Jahr bricht an. Um Deutschland zu beweinen,
 Stehn uns der Tränen nicht genügend zu Gebot,
 Da sich der Tränen Lauf in so viel Blut verliert.

Dram, Tränen, haltet still! Laßt uns den Haß vereinen,
 Bis stark wir sind zu künden: "Zu Ende mit der Not!"
 Dann: Farbe, Klang und Wort! Glänzt, dröhnt und jubiliert!

Aus: VERTEIDIGUNG DER POESIE

Es ist sehr wohl ein Unterschied zwischen einem Dichter, der sich, in der Verteidigung des Schönen und des Lebensrechts der Poesie, an die Öffentlichkeit wendet und mit in das Politische eingreift, und jenen, die das Politische literarisch kommentieren und illustrieren und, mit künstlerischen Mitteln die Politik bedienend, das menschliche Leben verändern und in einer bestimmten Richtung vorantreiben wollen. Dieser Unterschied verwischt sich oft, da in einer Zeit, welche das Prinzip des Menschlichseins selbst bedroht, das Lebensrecht der Poesie nur im Zusammenhang mit den Rechten verteidigt werden kann, die uns erlauben, Menschen zu sein. Dennoch bleibt ein Unterschied bestehen, auch wenn diejenigen, die unserem Leben wieder mit den Mitteln der Politik einen menschlichen Sinn geben wollen, dazu beitragen, die Poesie wieder in Freiheit zu setzen. Aber dieser Unterschied tritt hervor, wenn der Dichter nur

als eine Art Funktionär betrachtet wird, der auf dem Gebiet der Propaganda mit literarischen Mitteln arbeitet. Nun, es gibt auch Ausnahmen. Ein von der politischen Notwendigkeit her erteilter Auftrag kann auf unvorgesehene Weise mit dem Auftrag korrespondieren, ja, ihn sogar von außen her auslösen, wie er in dem Dichter vorhanden ist. Die Regel ist das nicht. In der Regel liefert der Dichter, wenn er das Politische ergreift, seinen Beitrag, und in der Originalität und Selbständigkeit dieses Beitrages liegt zugleich auch der besondere poetische Wert solch eines poetisch-politischen Beitrags, da er auf Menschen zu wirken imstande ist, die der direkten politischen Beeinflussung entzogen sind. Auch in unserer Zeit ist dem Menschen das Gefühl für das Poetische und das Bedürfnis nach dem Schönen nicht abhanden gekommen. Dieses Bedürfnis wird auf die verschiedenartigste Weise befriedigt, behelfsmäßig und ersatzweise, Traumfabriken und Schönheitsinstitute zeugen von diesem Bedürfnis, denn das Poetische und das Schöne sind ein dem menschlichen Leben Immanentes, und des Dichters Aufgabe ist es, dieser immanenten Tendenz Sprache und Gestalt zu verleihen. Es gibt auch eine poetische Ordnung und ein Reich des Schönen. Indem der Dichter dem immanenten Schönen Sprache und Gestalt verleiht, bereichert er unser Leben an Schönheit, das Schöne erkennt sich in der Gestaltung selbst als schön, das Schöne an sich wird zu einem Schönen für uns. In der Verteidigung der poetischen Ordnung und des Reichs des Schönen kann es geschehen, wie wir gesagt haben, daß der Dichter gleichsam aus sich selbst heraustritt und in das Politische eingreift, aber ohne zu vergessen, daß es ein allgemeiner Notstand ist, der ihn dazu veranlaßt, und daß er aufhören würde, ein Dichter zu sein, wenn er aus diesem Notstand eine Tugend machen würde. Verlangt oder verleugnet er aber das dem Poetischen eigentümliche Erleben und Sehen, das ihn befähigt, sich die Welt ästhetisch anzueignen, so gibt er sich selbst auf und trägt dazu bei, daß unser Leben verarmt, indem es der Poesie und der Schönheit beraubt wird.

DIE KÜCHENUHR

Sie sahen ihn schon von weitem auf sich zukommen, denn er fiel auf. Er hatte ein ganz altes Gesicht, aber wie er ging, daran sah man, daß er erst zwanzig war. Er setzte sich mit seinem alten Gesicht zu ihnen auf die Bank. Und dann zeigte er ihnen, was er in der Hand trug.

Das war unsere Küchenuhr, sagte er und sah sie alle der Reihe nach an, die auf der Bank in der Sonne saßen. Ja, ich habe sie noch gefunden. Sie ist übriggeblieben.

Er hielt eine runde tellerweiße Küchenuhr vor sich hin und tupfte mit dem Finger die blaugemalten Zahlen ab.

Sie hat weiter keinen Wert, meinte er entschuldigend, das weiß ich auch. Und sie ist auch nicht so besonders schön. Sie ist nur wie ein Teller, so mit weißem Lack. Aber die blauen Zahlen sehen doch ganz hübsch aus, finde ich. Die Zeiger sind natürlich nur aus Blech. Und nun gehen sie auch nicht mehr. Nein. Innerlich ist sie kaputt, das steht fest. Aber sie sieht noch aus wie immer. Auch wenn sie jetzt nicht mehr geht.

Er machte mit der Fingerspitze einen vorsichtigen Kreis auf dem Rand der Telleruhr entlang. Und er sagte leise: Sie ist übriggeblieben.

Die auf der Bank in der Sonne saßen, sahen ihn nicht an. Einer sah auf seine Schuhe und die Frau sah in ihren Kinderwagen. Dann sagte jemand:

Sie haben wohl alles verloren?

Ja, ja, sagte er freudig, denken Sie, aber auch alles! Nur sie hier, sie ist übrig. Und er hob die Uhr wieder hoch, als ob die anderen sie noch nicht kannten.

Aber sie geht doch nicht mehr, sagte die Frau.

Nein, nein, das nicht. Kaputt ist sie, das weiß ich wohl. Aber sonst ist sie doch ganz wie immer: weiß und blau. Und wieder zeigte er ihnen seine Uhr. Und was das Schönste ist, fuhr er aufgeregt fort, das habe ich Ihnen ja noch überhaupt nicht erzählt. Das

Schönste kommt nämlich noch: Denken Sie mal, sie ist um halb drei stehengeblieben. Ausgerechnet um halb drei, denken Sie mal.

Dann wurde Ihr Haus sicher um halb drei getroffen, sagte der Mann und schob wichtig die Unterlippe vor. Das habe ich schon oft gehört. Wenn die Bombe runtergeht, bleiben die Uhren stehen. Das kommt von dem Druck.

Er sah seine Uhr an und schüttelte überlegen den Kopf. Nein, lieber Herr, nein, da irren Sie sich. Das hat mit den Bomben nichts zu tun. Sie müssen nicht immer von den Bomben reden. Nein. Um halb drei war ganz etwas anderes, das wissen Sie nur nicht. Das ist nämlich der Witz, daß sie gerade um halb drei stehengeblieben ist. Und nicht um Viertel nach vier oder um sieben. Um halb drei kam ich nämlich immer nach Hause. Nachts, meine ich. Fast immer um halb drei. Das ist ja gerade der Witz.

Er sah die anderen an, aber die hatten ihre Augen von ihm weggenommen. Er fand sie nicht. Da nickte er seiner Uhr zu: Dann hatte ich natürlich Hunger, nicht wahr? Und ich ging immer gleich in die Küche. Da war es dann fast immer halb drei. Und dann, dann kam nämlich meine Mutter. Ich konnte noch so leise die Tür aufmachen, sie hat mich immer gehört. Und wenn ich in der dunklen Küche etwas zu essen suchte, ging plötzlich das Licht an. Dann stand sie da in ihrer Wolljacke und mit einem roten Schal um. Und barfuß. Und dabei war unsere Küche gekachelt. Und sie machte ihre Augen ganz klein, weil ihr das Licht so hell war. Denn sie hatte ja schon geschlafen. Es war ja Nacht.

So spät wieder, sagte sie dann. Mehr sagte sie nie. Nur: So spät wieder. Und dann machte sie mir das Abendbrot warm und sah zu, wie ich aß. Dabei scheuerte sie immer die Füße aneinander, weil die Kacheln so kalt waren. Schuhe zog sie nachts nie an. Und sie saß so lange bei mir, bis ich satt war. Und dann hörte ich sie noch die Teller wegsetzen, wenn ich in meinem Zimmer schon das Licht ausgemacht hatte. Jede Nacht war es so. Und meistens immer um halb drei. Das war ganz selbstverständlich, fand ich, daß sie mir nachts um halb drei in der Küche das Essen machte. Ich fand das ganz selbstverständlich. Sie tat das ja immer. Und sie hat nie mehr gesagt als: So spät wieder. Aber das sagte sie jedesmal. Und ich dachte, das könnte nie aufhören. Es war mir so selbstverständlich.

Das alles war doch immer so gewesen.

Einen Atemzug lang war es ganz still auf der Bank. Dann sagte er ganz leise: Und jetzt? Er sah die anderen an. Aber er fand sie nicht. Da sagte er der Uhr leise ins weißblaue runde Gesicht: Jetzt, jetzt weiß ich, daß es das Paradies war. Das richtige Paradies.

Auf der Bank war es ganz still. Dann fragte die Frau: Und Ihre Familie?

Er lächelte sie verlegen an: Ach, Sie meinen meine Eltern? Ja, die sind auch mit weg. Alles ist weg. Alles, stellen Sie sich vor. Alles weg.

Er lächelte verlegen von einem zum anderen. Aber sie sahen ihn nicht an.

Da hob er wieder die Uhr hoch und er lachte. Er lachte: Nur sie hier. Sie ist übrig. Und das Schönste ist ja, daß sie ausgerechnet um halb drei stehengeblieben ist. Ausgerechnet um halb drei.

Dann sagte er nichts mehr. Aber er hatte ein ganz altes Gesicht. Und der Mann, der neben ihm saß, sah auf seine Schuhe. Aber er sah seine Schuhe nicht. Er dachte immerzu an das Wort Paradies.

DAS BROT

Plötzlich wachte sie auf. Es war halb drei. Sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so! In der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: sein Atem fehlte. Sie stand auf und tappte durch die dunkle Wohnung zur Küche. In der Küche trafen sie sich. Die Uhr war halb drei. Sie sah etwas Weißes am Küchenschrank stehen. Sie machte Licht. Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche. Auf dem Küchentisch stand ein Brotteller. Sie sah, daß er sich Brot abgeschnitten hatte. Das Messer lag noch neben dem Teller. Und

auf der Decke lagen Brotkrümel. Wenn sie abends zu Bett gingen, machte sie immer das Tischtuch sauber. Jeden Abend. Aber nun lagen Krümel auf dem Tuch. Und das Messer lag da. Sie fühlte, wie die Kälte der Fliesen langsam an ihr hochkroch. Und sie sah von dem Teller weg.

"Ich dachte, hier wäre was", sagte er und sah in der Küche umher.

"Ich habe auch was gehört", antwortete sie und dabei fand sie, daß er nachts im Hemd doch schon recht alt aussah. So alt wie er war. Dreiundsechzig. Tagsüber sah er manchmal jünger aus. Sie sieht doch schon alt aus, dachte er, im Hemd sieht sie doch ziemlich alt aus. Aber das liegt vielleicht an den Haaren. Bei den Frauen liegt das nachts immer an den Haaren. Die machen dann auf einmal so alt.

"Du hättest Schuhe anziehen sollen. So barfuß auf den kalten Fliesen. Du erkältest dich noch."

Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, daß er log. Daß er log, nachdem sie neununddreißig Jahre verheiratet waren.

"Ich dachte, hier wäre was". sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere, "ich hörte hier was. Da dachte ich, hier wäre was."

"Ich hab auch was gehört. Aber es war wohl nichts." Sie stellte den Teller vom Tisch und schnippte die Krümel von der Decke.

"Nein, es war wohl nichts", echote er unsicher.

Sie kam ihm zu Hilfe.: "Komm man. Das war wohl draußen. Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den kalten Fliesen."

Er sah zum Fenster hin. "Ja, das muß wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier."

Sie hob sie Hand zum Lichtschalter. Ich muß das Licht jetzt ausmachen, sonst muß ich nach dem Teller sehen, dachte sie. Ich darf doch nicht nach dem Teller sehen. "Komm man", sagte sie und machte das Licht aus, "das war wohl draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand. Es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappert sie immer."

Sie tappten sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf dem Fußboden.

"Wind ist ja", meinte er. "Wind war schon die ganze Nacht."

Als sie im Bett lagen, sagte sie: "Ja, Wind war schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne."

"Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war wohl die Dachrinne." Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre.

Aber sie merkte, wie unecht seine Stimme klang, wenn er log. "Es ist kalt", sagte sie und gähnte leise, "ich krieche unter die Decke. Gute Nacht."

"Nacht", antwortete er und noch: "Ja, kalt ist es schon ganz schön."

Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie, daß er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, daß sie noch wach war. Aber sein Kauen war so regelmäßig, daß sie davon langsam einschlief.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen können.

"Du kannst ruhig vier essen", sagte sie und ging von der Lampe weg. "Ich kann dieses Brot nicht so recht vertragen. IB du man eine mehr. Ich vertrag es nicht so gut."

Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte. Er sah nicht auf. In diesem Augenblick tat er ihr leid.

"Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen", sagte er auf seinen Teller.

"Doch. Abends vertrag ich das Brot nicht gut. IB man. IB man."

Erst nach einer Weile setzte sie sich unter die Lampe an den Tisch.

H. Böll

Aus: DIE VERLORENE EHRE DER KATHARINA BLUM

Die Vernehmung von Katharina Blum konnte damit als abgeschlossen gelten, sie mußte sich nur bereit halten, um möglicherweise mit den Aussagen der übrigen Teilnehmer an der Woltersheimschen Tanzparty konfrontiert zu werden. Es sollte nämlich nun eine Frage geklärt werden, die im Zusammenhang mit Beizmennes Verabredungs- und Verschwörungstheorie wichtig genug war: Wie war Ludwig Gotten zum Hausball bei Frau Woltersheim gekommen?

Es wurde Katharina Blum anheimgestellt, nach Hause zu gehen oder an einem ihr genehmen Ort zu warten, aber sie lehnte es ab,

nach Hause zu gehen, die Wohnung, sagte sie sei ihr endgültig verleidet, sie zöge es vor, in einer Zelle zu warten, bis Frau Woltersheim vernommen worden sei, und mit dieser dann nach Hause zu gehen. In diesem Augenblick erst zog Katharina die beiden Ausgaben der ZEITUNG aus der Tasche und fragte, ob der Staat - so drückte sie es aus - nichts tun könne, um sie gegen diesen Schmutz zu schützen und ihre verlorene Ehre wiederherzustellen. Sie wisse inzwischen sehr wohl, daß ihre Vernehmung durchaus gerechtfertigt sei, wenn ihr auch dieses "Bis-ins-letzte-Lebensdetail-Gehen" nicht einleuchte, aber es sei ihr unbegreiflich, wie Einzelheiten aus der Vernehmung - etwa der Herrenbesuch - hatten zur Kenntnis der ZEITUNG gelangen können, und alle diese erlogenen und erschwindelten Aussagen. Hier griff Staatsanwalt Hach ein und sagte, es habe natürlich angesichts des riesigen öffentlichen Interesses am Fall Gotten eine Presseverlautbarung herausgegeben werden müssen; eine Pressekonferenz habe noch nicht stattgefunden, sei aber wohl wegen der Erregung und Angst, die durch Gottens Flucht - die sie, Katharina, ja ermöglicht habe - entstanden sei, nun kaum noch zu vermeiden. Im übrigen sei sie jetzt durch ihre Bekanntschaft mit Gotten eine "Person der Zeitgeschichte" und damit Gegenstand berechtigten öffentlichen Interesses. Beleidigende und möglicherweise verleumderische Details der Berichterstattung könne sie zum Gegenstand einer Privatklage machen, und - falls sich herausstelle, daß es "undichte Stellen" innerhalb der untersuchenden Behörde gebe, so werde diese, darauf könne sie sich verlassen, Anzeige gegen Unbekannt erheben und ihr zu ihrem Recht verhelfen. Dann wurde Katharina Blum in eine Zelle verbracht. Man verzichtete auf scharfe Bewachung, gab ihr lediglich eine jüngere Polizeiassistentin, Renate Zundach, bei, die, unbewaffnet, bei ihr blieb und später berichtete, Katharina Blum habe die ganze Zeit über - etwa zweieinhalb Stunden lang - nichts weiter getan, als immer und immer wieder die beiden Ausgaben der ZEITUNG zu lesen. Tee, Brote, alles habe sie abgelehnt, nicht in aggressiver, sondern in "fast freundlicher, apathischer Weise". Jede Unterhaltung über Mode, Filme, Tanze, die sie, Renate Zundach, anzufangen versucht habe, um Katharina abzulenken, habe diese abgelehnt.

Sie habe dann, um der Blum, die sich regelrecht in die Lektüre

der ZEITUNG verbissen, zu helfen, die Bewachung vorübergehend dem Kollegen Hüften übergeben und aus dem Archiv die Berichte anderer Zeitungen geholt, in denen über die Verstrickung und Vernehmung der Blum, ihre mögliche Rolle, in durchaus sachlicher Form berichtet worden sei. Auf der dritten, vierten Seite kurze Berichte, in denen nicht einmal der Name der Blum voll ausgedruckt gewesen sei, von ihr lediglich als von einer gewissen Katharina B., Hausgehilfin, gesprochen worden sei. Zum Beispiel habe in der "Umschau" nur eine Zehnzeilen-Meldung gestanden, natürlich ohne Foto, in der man von unglückseligen Verstrickungen einer völlig unbescholtenen Person gesprochen habe. Das alles - sie habe der Blum fünfzehn Zeitungsausschnitte hingelegt - habe diese nicht getröstet, sie habe nur gefragt: "Wer liest das schon? Alle Leute, die ich kenne, lesen die ZEITUNG!"

E. Strittmatter

Aus: OLE BIENKOPP

Die Erde reist durch den Weltraum. Der Mensch sendet eiserne Tauben aus und harrt ungeduldig ihrer Heimkehr. Er wartet auf ein Ölblatt von Brüdern auf anderen Sternen.

Was ist ein Dorf auf dieser Erde? Es kann eine Spore auf der Schale einer faulenden Kartoffel oder ein Pünktchen Rot an der besonnten Seite eines reifenden Apfels sein.

Der Bauer Ole Bienkopp, dieses große Kind, friert zuweilen. Er sucht Wärme bei seiner Frau. "Was muß ich tun, damit du mich in dein Bett nimmst und wärmst?"

Anngret ist in üppigen Jahren; nicht gerade ein glühendes Eisen, aber sie weiß, was sie will. "Könntest du dir einen Bart wachsen lassen?"

Einen Bart? Was ist ein Bart? Eine Zierde? Ein Versteck? Resthaar vom Affen? Gebüsch in der Landschaft, das seichte Stellen oder Untiefen zudeckt?

"Einen Bart?" fragt Ole.

"Einen englischen Bart". sagt Anngret.

"So einen, wie ihn Sägemüller Ramsch trägt? Niemals!"

"An den hab ich nicht gedacht", sagt Annegret.

Ole kann den Wunsch seiner Frau nicht übergehn. Er will gewärmt werden. Er läßt sich eine sogenannte Schifferkrause wachsen. Der Schifferbart wird hart.

Annegret verzieht die Nase, wenn Ole ihr damit zu nahe kommt.

"Schneid das Gestrüpp an deinem Kinn ab!"

Ole tut es. Er will gewärmt sein.

Die Bienkopps leben wie die Tauben, wenn man bedenkt, daß auch diese Friedensvogel ab und an zanken, wild girren und mit den Flügeln schlagen.

Annegret ist auf das ihre bedacht und hat herrische Anwandlungen. Vielleicht verfolgt sie besondere Ziele mit der Vermehrung ihres Wohlstandes?

Ole ist stark, arbeitsfroh und lebenslustig. Er schöpft aus dem vollen, jedoch an gehäuften Schätzen liegt ihm nichts. Was er hat, sollen auch andere haben. Er verborgt Maschinen, Zugvieh, Saatgut und ist nicht ohne Grund Vorsitzender der GEGENSEITIGEN BAUERNHILFE, im Dorf kurz BAUERNHILFE genannt.

Die BAUERNHILFE halt einen Stier für das Dorf. Der Bull ist mächtig und macht seine Sache. Breite Brust, Beine wie Säulen, Hörner wie eine Heugabel und Volldampf in den Adern. Die Kühe sind zufrieden. Die Bauern sind zufrieden. Annegret ist nicht zufrieden. Ja, was will sie denn?

Annegret geht zu Jan Bullert, dem die BAUERNHILFE den Zuchtstier zur Pflege anvertraute. "Wo steht geschrieben, daß euer Stier auf dem Throne sitzen und sich die Kühe kommen lassen darf?"

Jan Bullert lacht, daß es im Stallgang schallt. "Willst du menschliche Sitten beim Vieh einführen? Soll der Stier nachts durchs Fenster zu deiner Kuh steigen?"

Annegret spuckt wie eine gereizte Katze. "Mach deine Witze mit Leuten, die zu dir passen!" Sie besteht darauf, der Stier der BAUERNHILFE soll bei Bedarf zu ihr in den Stall gebracht werden. Sie besitzt fünf Herdbuchkühe; sie kann es verlangen.

Jan Bullert denkt nicht daran, mit seinem Stier von Haus zu Haus zu ziehn wie ein Leiermann. Das Geplänkel zwischen ihm und Annegret hängt kichernd in der Luft. Annegret geht verbissen umher.

Wieder kommt einer von Oles Frosttagen. "Was muß ich tun, damit du mich in dein Bett nimmst und wärmst?"

"Wenn du mir meine Arbeit erleichtern und erlauben wolltest, daß ich einen Bullen aufstell..."

Ein Bull für fünf Kühe? Das ist für Ole eine Freemaschine mit Hörnern, unausgenutzter Dampfdruck, ein Explosionsherd im Stall. "Es ist doch ein tüchtiger Zuchtbull im Dorf", sagt er. Anngret antwortet nicht. Sie geht umher, gertenschlank und verführerisch, eine mit Rauhref überzogene Gerte.

"Allerdings..." sagt Ole schließlich... "Wenn der Stier dir die Arbeit erleichtert..."

"Ausgezeichnet. Danke!" Anngret hat gewonnen.

Ole wird gewärmt, oder er wärmt sich selber. Wer kann das wissen?

Aus: OLE BIENKOPP

Im Vereinszimmer sitzen die Genossen. Niemand hat Zutritt, ausgenommen der Gastwirt Gotthelf Mischer. Mischer kennt sowohl die Meinung der Kommunisten als auch die Meinung der Altbauern über bestimmte Dinge, insbesondere über den *Kolchos* von Ole Bienkopp. Mischer konnte sich ein Bild machen, wenn er konnte. Sein Geschäft verträgt nicht alles. Deshalb gehört Mischer auch keiner Partei an. Er ist zahlendes Mitglied der BAUERNHILFE, denn er betreibt an normalen Tagen eine Landwirtschaft, und er ist FREUND DER VOLKSSOLIDARITÄT. Das genügt.

Im Vereinszimmer brennt am Kronleuchter nur eine Lampe. Mischer muß erst sehn, was verzehrt wird. Die Gesichter der Genossen sind in Dämmer getaucht. Frieda Simsons erdachte Losung steht nicht im richtigen Licht.

Am Tisch sitzen: Der Gast, Genosse Wunschgetreu, Frieda Simson, die Genossin Danke, Maurer Kelle, Emma Dürr, kurzum, dort sitzt die Gruppenleitung. Die anderen Genossen hocken verstreut auf den Wandbänken.

Jan Bullert eröffnet die Versammlung. Er begrüßt vor allem den Gast aus der Kreisstadt und bedankt sich für die Ehre. Frieda

Simson hebt die Hand: "Zur Geschäftsordnung. Zuerst ein Lied, wie es Sitte und Mode ist!"

Sie singen schlecht, aber sie singen.

Wer Versammlungen einberuft, der soll reden. Jan Bullert ist kein Versammlungsredner. Er spricht nicht frei, natürlich und humorvoll wie sonst im Dorfe und auf den Feldern. Seine Sprache ist auf Stelzen geschliffen. Bullert hat den Stil amtlicher Versammlungsredner übernommen. Alles muß seine Richtigkeit haben, und in der Kirche darf man nicht pfeifen. "Genossinnen und Genossen, in Anbetracht der großen Aufgaben, die vor uns stehn, rüstet man sich in Berlin zur Parteikonferenz. Auch die Arbeit der Blumenauer Gruppe muß wesentlich verstärkt werden... Kritik und Selbstkritik sind der Hebel des Gleichgewichts..."

Jene Genossen, die früher der Kirche angehörten, kennen dieses Drumherum. Beim Gottesdienst nannte man es Liturgie. Sie ist Opium für das Volk. Alle warten darauf, was wirklich kommen soll und muß.

"Wie steht es mit der Frage der Parteidisziplin? Mit der Frage der Parteidisziplin steht es leider in der Blumenauer Gruppe etwas schief..."

Die Mitglieder auf den Wandbänken rücken sich zurecht. Jetzt kommt's! Jan Bullert holt Atem, ein bißchen viel und lange Atem. "Nehmen wir zum Beispiel den Genossen Ole Hansen, genannt Bienkopp. Hat er nicht in der Vergangenheit hervorragende Verdienste geleistet? Niemand kann sagen, daß er nicht einen wesentlichen Anteil zur Unterstützung des verstorbenen Parteisekretärs Anton Dürr beitrug. Bienkopp war ein vorbildlicher Vorsitzender der BAUERNHILFE..."

Bienkopp ist's, als höre er die Rede zu seinem Begräbnis. Er hat in seinem rechten Gummistiefel ein Loch entdeckt und starrt dorthin.

"Bienkopp hat in seiner Funktion als Kreistagsabgeordneter Wesentliches geleistet! Er war hilfsbereit im Rahmen der bäuerlichen Möglichkeiten. Aber was jetzt, Genossen? Jetzt hat er diesen Rahmen überschritten. Ihr wißt, wovon ich spreche: Bienkopp hat sich hinter dem Rücken der Partei etwas ausgedacht, und wo soll das hinführen?..."

Gastwirt Gotthelf Mischer geht mit gesenktem Blick durch den

Sitzungsraum und nimmt Kundenwünsche entgegen. Er tut, als stamme er von einem anderen Stern und verstünde kein Wort. Zigarren und Schnaps werden bestellt. Mischer kann zwei weitere Lampen am Kronleuchter einschalten.

In der Gaststube richten sich die Augen der Altbauern auf den Gastwirt. "Werden sie den Bienkopp zwischen die Beine nehmen und verdreschen?"

"Sie behacken ihm soeben die Ohren!" Gotthelf Mischer beißt sich auf die Zunge. Hoffentlich verträgt sein Geschäft das!

Anlaß für den Sägemüller zu einer kleinen Bierrede. Eine Bierrede ist eine Rede mit Augenzwinkern und Umgucken. "Kolchosen? Nicht im Entwurf und so weiter." Augenzwinkern. "Nichts gegen unsere Freunde, aber Rußland ist Rußland, viel Land und wenig fleißige Leute. Deutschland ist Deutschland! Sorry, aber der deutsche Mensch ist nicht für maschinell hergestellte Körnerfrüchte und Kartoffeln. Er ist für landwirtschaftliche Wertarbeit!"

Tuten-Schulze spült sein Kopfnicken mit einem Schluck Bier hinunter. Gotthelf Mischer versagt sich diese Art von Beifall, aber innerlich glüht er zustimmend, und die Warze an seinem Kinn färbt sich rot.

Sernos fette Stimme fällt ein. Eine Stimme wie aus einem verstopften Grammophontrichter. "Gott straft Blumenau. Die Leute gehorchen ihm nicht mehr wie vor Jahren. Kaum hat der Herr den Dürre, diesen Unruhegeist, zu sich geholt - hat er nicht? -, da schlägt er den Bienkopp, einen geachteten Bauern und Mann, mit Irrsinn und läßt ihn auf die Gemeinde los - läßt er nicht?"

Im Vereinszimmer hat Jan Bullert die Rednerweste ausgezogen. Er spricht, wie's kommt, schimpft zwischendurch, und das geht ihm besser von der Hand. "Jeder weiß, daß der Genosse Bienkopp zu gegebener Zeit, ob aus Eifersucht oder nicht, einen Ziemerhieb der Reaktion auf sich nehmen mußte, und der war nicht von schlechten Eltern!" Leider hat Bienkopp dem Drängen der Genossen, den Schläger zur Rechenschaft zu ziehen, aus männlicher Eitelkeit nicht stattgegeben. Aber dieser Ziemerhieb hat beim Bienkopp etwas zurückgelassen. "Genosse Bienkopp ist krank. Er stürzt das Dorf mit einer verrückten Spielerei in Verwirrung. Alles aber nahm an einem Winterabend mit einem Stockschlag seinen Ausgang. Nun rede, wem das

Wort gegeben, vor allem Bienkopp, auf den es ankommt! Diskussion!"

Die übliche Pause. Niemand will zuerst sprechen, Adam Nietnagel fürchtet sich, ein gutes Wort für Ole einzulegen. Man wird ihm seinen alten Sozialdemokratismus vorhalten.

Frieda Simson sucht ehrgeizbläb nach einem der Situation gerechten Ausspruch der Klassiker. Außerdem hat der Genosse Wunschgetreu noch nicht gesprochen. Er sitzt da, hört zu und scheint überlegen zu lächeln. Die Situation ist unklar und heikel. Frieda balanciert gewissermaßen auf dem Hochseil.

Wilm Holten ist für Bienkopp und seinen Kolchos, aber er darf nicht, wie er will. Wenn man einem Mädchen die Ehre geraubt hat, ist man kein unbescholtener Mensch mehr. Frieda hat ein bißchen gedroht: "Halt den unausgegorenen Rand in der Bienkopp-Sache, sonst holt dich die Kontrollkommission!"

Die Genossin Danke ist neutral. Wie das Land auch bewirtschaftet wird: einzeln oder gemeinsam - die Bauern müssen im Konsum kaufen. Ihr Umsatzplan ist nicht gefährdet.

Emma Dürr wird rot wie ein Hennenchen vor dem Eierlegen im Frühling. "Ole, du sollst verrückt sein, hast du das gehört?"

Jan Bullert: "Das hab ich nicht behauptet."

Alle schau'n auf Bienkopp. Bienkopp ist blaß. Seine Wangenmuskeln mahlen. Er scheint seine Worte von einem Block herunterzubeißen und auszuspeien. "Ich bin nicht krank. Ich bin nicht verrückt."

Da ist ein guter Bauer. Er arbeitet und wirtschaftet wie ein Teufel. Er verläßt sich nicht auf den Zufall, nicht auf die Witterung. Er holt aus seinem Boden, was herauszuholen ist. Der Staat zahlt die Produkte gut. Der Bauer wird reich.

Da ist ein schlechter Bauer. Er wirtschaftet nicht fürsorglich, verläßt sich aufs Glück. Sein Boden bringt nur halbe Erträge. Er kann dem Staat wenig verkaufen, schädigt ihn unbewußt und bleibt arm! Die Menschen sind nicht gleichmäßig befähigt. Die ehemalige Bäuerin Anngret Bienkopp fährt am Sonntag in der Kutsche über Land. Die Bäuerin Sophie Bummel muß daheim hocken, weil sie kein Sonntagskleid hat, geschweige eine Kutsche. Altbauer Serno läßt auf seine Rechnung die Kirche anstreichen; Neubauer Bartasch ist nicht fauler als Serno, aber er kann sich keine Latten für einen

Vorgartenzaun leisten. Ich habe fort und fort darüber nachgedacht, wie man die Unterschiede ausgleicht. Ich mache einen Versuch. Die Glucke brütet drei Wochen. Dann spürt das Tier, daß sich unter ihm etwas verändert. Etwas Neues ist unter seinem Bauchgefieder entstanden. Das sind die Küken. Ihr versteht: Sie wollen nicht still sitzen, wollen aus dem Nest in die Welt, miteinander scharren, picken, flattern und lustig sein. Die Glucke macht sich nichts vor. Sie bleibt nicht hocken und wartet ab, was wird. Sie folgt dem Neuen, das unter ihrem Gefieder hervorkriecht. Sie schützt und hütet es. Versucht einen Küken zu greifen, meine Lieben! Ich möcht's euch nicht raten. Die Hände werden euch bluten, und euer Lachen wird unter den Schnabelhieben der Gluckhenne zum Geschrei.

Wir sitzen, wie die Glucke im Nest, im warmen Heute. Die verbrauchte Luft in einer warmen Stube stinkt. Die Zukunft erscheint uns wie Zugluft. Sollen wir dummer sein als eine bescheidene Glucke? Sollen eure Enkel auf ein Grab zeigen und sagen: Da liegt der Großvater? Oder sollen sie auf eine große Viehherde zeigen: Dort grast die Herde! Ihre Stammutter zog der Großvater auf. Seht den Park! Der Großvater und seine Genossen legten ihn an, und sie waren weder Gutsbesitzer noch Sklaven, ihr habt's in der Hand, wie man von euch reden wird!

Der neue Weg führt durch Urwald. Was lauert auf dich im Dunkel? Was springt dir vom Baum herab in den Nacken? Und doch wird man fallen, lichten und blühende Wiesen anlegen. Die Tiere werden sich tummeln vom Morgen zum Abend. Die Menschenhand wird den Wildapfelbaum berühren. Die Grobfrüchte werden golden und groß sein!"

BRIEF AUS AMERIKA

Brenn mich, brenn mich, brenn mich, singt die alte Frau und dreht sich dabei, hübsch langsam und bedächtig, und jetzt schleudert sie die Holzpantinen von den Füßen, da fliegen sie im Bogen bis an den Zaun, und sie dreht sich nun noch schneller unter dem Apfelbäumchen. Brenn mich, liebe Sonne, singt sie dazu. Sie hat die Ärmel ihrer Bluse hinaufgeschoben und schwenkt die bloßen Arme, und von den Ästen des Bäumchens fallen kleine, dünne Schatten herab, es ist heller Mittag, und die alte Frau dreht sich mit kleinen Schritten. Brenn mich, brenn mich, brenn mich.

Im Haus auf dem Tisch liegt ein Brief. Aus Amerika. Da steht zu lesen:

Meine liebe Mutter. Teile Dir mit, daß wir nicht zu Dir reisen werden. Es sind nur ein paar Tage, sag ich zu meiner Frau, dann sind wir dort, und es sind ein paar Tage, sage ich, Alice, dann sind wir wieder zurück. Und es heißt: ehre Vater und Mutter, und wenn der Vater auch gestorben ist, das Grab ist da, und die Mutter alt ist, sage ich, und wenn wir jetzt nicht fahren, fahren wir niemals. Und meine Frau sagt: hör mir zu, John, sie sagt John zu mir, dort ist es schön, das hast du mir erzählt, aber das war früher. Der Mensch ist jung oder alt, sagt sie, und der junge Mensch weiß nicht, wie es sein wird, wenn er alt ist, und der alte Mensch weiß nicht, wie es in der Jugend war. Du bist hier etwas geworden, und du bist nicht mehr dort. Das sagt meine Frau. Sie hat recht. Du weißt, ihr Vater hat uns das Geschäft überschrieben, es geht gut. Du kannst deine Mutter herkommen lassen, sagt sie. Aber Du hast ja geschrieben, Mutter, daß Du nicht kommen kannst, weil einer schon dort bleiben muß, weil alle von uns weg sind.

Der Brief ist noch länger. Er kommt aus Amerika. Und wo er zu Ende ist, steht: Dein Sohn Jons.

Es ist heller Mittag, und es ist schön. Das Haus ist weiß. An der Seite steht ein Stall. Auch der Stall ist weiß. Und hier ist der Garten. Ein Stückchen den Berg hinunter steht schon das nächste Gehöft, und dann kommt das Dorf, am Fluß entlang, und die Chaussee

biegt heran und geht vorbei und noch einmal auf den Fluß zu und wieder zurück und in den Wald. Es ist schön. Und es ist heller Mittag. Unter dem Apfelbäumchen dreht sich die alte Frau. Sie schwenkt die bloßen Arme. Liebe Sonne, brenn mich, brenn mich.

In der Stube ist es kühl. Von der Decke baumelt ein Beifußbusch und summt von Fliegen. Die alte Frau nimmt den Brief vom Tisch, faltet ihn zusammen und trägt ihn in die Küche auf den Herd. Sie geht wieder zurück in die Stube. Zwischen den beiden Fenstern hängt der Spiegel, da steckt in der unteren Ecke links, zwischen Rahmen und Glas, ein Bild. Eine Photographie aus Amerika. Die alte Frau nimmt das Bild heraus, sie setzt sich an den Tisch und schreibt auf die Rückseite: Das ist mein Sohn Jons. Und das ist meine Tochter Alice. Und darunter schreibt sie: Erdmuthe Gaupate geborene Attalle. Sie zupft sich die Blusenärmel herunter und streicht sie glatt. Ein schöner weißer Stoff mit kleinen blauen Punkten. Aus Amerika. Sie steht auf, und während sie zum Herd geht, schwenkt sie das Bild ein bißchen durch die Luft. Als der Annus von Tauroggen gekommen ist, damals, und hiergeblieben ist, damals: es ist wegen der Arme, hat er gesagt, solche weißen Arme gab es nicht, da oben, wo er herkam, und hier nicht, wo er dann blieb. Und dreiBig Jahre hat er davon geredet. Der Annus.

Der Mensch ist jung oder alt. Was braucht der alte Mensch denn schon? Das Tageslicht wird dunkler, die Schatten werden heiller, die Nacht ist nicht mehr zum Schlafen, die Wege verkürzen sich. Nur noch zwei, drei Wege, zuletzt einer.

Sie legt das Bild auf den Herd, neben den zusammengefalteten Brief. Dann holt sie die Streichhölzer aus dem Schaff und legt sie dazu. Werden wir die Milch aufkochen, sagt sie und geht hinaus, Holz holen.

H. Kant

Aus: DIE AULA

Die Oberschule war die übliche preußische Backsteinburg mit Milchglasscheiben in der unteren Hälfte der schmalen hohen Fenster, mit dunklen Fluren und einem mürrischen Hausmeister. Sie roch

schlimm, und sie entmutigte. Und daß auch über ihrem Eingang zu lesen war, nicht für sie, sondern für das Leben werde hier gelernt, munterte niemanden auf, denn jeder wußte, wie lange das schon da geschrieben stand.

Riebenlamm kam herein und sagte: "Guten Tag. Ich begrüße Sie, und so weiter. Wir kennen uns ja schon, aber wer nicht spürt, dem werde ich wildfremd vorkommen. Oh, oh, oh, was werden Sie jetzt arbeiten müssen. Zuerst machen wir einen Klassenspiegel. Eigentlich müßte es Arbeitsgruppenspiegel heißen, aber das ist mir zu lang. Wir haben nur drei Jahre Zeit. Nun Ihre Namen und den Beruf dazu, links vorn wird angefangen, und schon laut und deutlich, und wer auf Feinheiten Wert legt, der buchstabiere seinen Namen. Darf ich bitten!"

Als der Spiegel fertig war, sagte Riebenlamm: "Ihr heißt Arbeitsgruppe A 1, und ihr seid vierunddreißig an der Zahl. Die Klasse ist zu groß, aber ich hoffe, daß sie nie kleiner wird. Jungens, kriegt keine Flausen; Mädchen, kriegt keine Kinder! Ihr sollt Geschichte machen, und dazu müßt ihr erst einmal lernen, was das ist, Geschichte. Schluck, Postangestellter, was ist Geschichte?"

Schluck stand auf und starrte Riebenlamm an, und Riebenlamm wartete. Dann sagte Schluck: "Geschichte ist, was so passiert ist in der Welt. Wenn Krieg war, und wenn er zu Ende war, und wenn sie eine neue Regierung hatten, und wenn was Neues entdeckt worden ist, Amerika oder warum was runterfällt."

"Bravo", sagte Riebenlamm, "das sind echte Ansätze. Wie lange meinen Sie denn, Fräulein Bilfert, Schneiderin, wie lange haben wir denn schon Geschichte?"

Als das Mädchen aufstand, flüsterte Trullesand: "Wetten, die heißt Julia."

"Verloren", sagte Riebenlamm, "sie heißt Vera. Und Sie heißen, Moment mal, Gerd, und nicht Romeo. Solange wir Unterricht haben, heißt hier keiner Romeo, klar? - Also, die Geschichte, Fräulein Bilfert!"

Das Mädchen war errötet und sagte leise: "Ich glaube, schon immer, von Anfang an."

Riebenlamm setzte sich auf seinen Tisch und sprach vor sich hin:

"Ja, das glauben Sie nun, und wenn ich jetzt frage, wann das war, dieser Anfang, dann sitzen Sie in der Tinte, denn Adam und Eva wollen Sie nicht sagen, und was anderes wissen Sie nicht, und das geht uns allen so, mehr oder minder, und darum machen wir um den Anfang vorerst einen Bogen und gehen nur so weit zurück, bis wir auf die ersten Menschen stoßen, die aber ganz bestimmt nicht Adam und Eva hießen, weil man, bevor man einem anderen einen Namen geben kann, erst einmal sprechen können muß und das ist alles ziemlich verwickelt, und deshalb lassen wir das jetzt auch schon beiseite und kehren zu dem zurück, was uns Schluck, Postangestellter, angeboten hat. Geschichte ist die Aneinanderreihung von wichtigen Ereignissen, an denen die Menschheit beteiligt war, zum Beispiel Kriege, zum Beispiel Wechsel in der Herrschaft und auch entscheidende Entdeckungen, die das Leben veränderten. Gar nicht schlecht, der Schluck, dem gebe ich eine Eins, wenn der so weiter macht. Da kann alles passieren."

Er stand auf und wanderte durch das Klassenzimmer, und dabei stellte er Fragen und quittierte die Antworten sogleich mit aufmunternden Kommentaren.

"Was euch hier erwartet", sagte er, "ist mehr, als ihr glaubt. Ihr denkt, ihr müßt hier nur etwas dazulernen, und wenn ihr das denkt, dann seid ihr ganz schon angeschmiert. Die Sache ist schlimmer: ihr sollt hier nämlich auch etwas verlernen, ihr müßt sogar umlernen. Wir sind alle in die gleiche Koppheister-Schule gegangen, und das Bild von der Welt, so wie man es uns dort gemalt hat, steht zu großen Teilen auf dem Kopf. Hier wollen wir ihm wieder auf die Beine helfen. Wenn ihr denkt, das schaffe ich allein, dann habt ihr euch geschnitten. Ihr müßt mit ran. Ich habe keine Rezepte für euch, nur ein paar Regeln, aber die sind verläßlich, und nunmehr nähern wir uns der Regel Numero Eins, zu welchem Zweck ich Ihnen ein Gedicht vorlese. Da staunt ihr, was! Ja, staunt nur; nichts kann einem Lehrer mehr gefallen, als wenn seine Schüler staunen. Das Staunen ist ein Fundament, auf dem sich ganze Pyramiden von Wissen errichten lassen. Es folgt nun das Gedicht: "Wer baute das siebentorige Theben?" / In den Büchern stehen die Namen von Königen. / Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? / Und das mehrmals zerstörte Babylon / Wer baute es so viele Male auf? In

welchen Häusern/ Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?/
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer fertig war/ Die
Maurer?..."

Riebenlamm las langsam und sachlich und in einem so nachdenklichen
Ton, als stellte nicht das Gedicht, sondern er selbst diese Fragen.
Als er geendet hatte, sah er gespannt in die Klasse, und dann malte
sich die Befriedigung in seinem breiten Gesicht. "Hallo", sagte er,
"wir kommen voran. Ihr macht genau die Augen, die ihr machen sollt.
Euch hat einer ein Licht aufgesteckt; der Dichter kommt eins rauf,
mit Mappe. Wie heißt er übrigens, kennt ihn einer?"

Robert meldete sich und sagte, der Dichter heiße Brecht, und wenn
es gestattet sei, so möchte er noch sagen, das Gedicht sei prima.
"Ist gestattet", sagte Riebenlamm und fügte dann hinzu: "Aber
vielleicht ist einer anderer Meinung als - wie heißt er - Iswall,
Elektriker? Ist einer anderer Meinung?"

Er sah sich um und sagte, nach einem Blick nach dem Klassenspiegel:
"Fräulein Rose Paal, Landarbeiterin, ich lese Ihnen den Widerspruch
von den Augenbrauen ab. Rücken Sie raus damit; wir sind gespannt."
Das Mädchen erhob sich und sagte nach einer langen Pause rasch:
"Aber ob das ein Gedicht ist?" Sie setzte sich erschrocken wieder
und versteckte sich hinter ihrem Vordermann Quasi Rieck.

"Fräulein Rose Paal", sagte Riebenlamm feierlich und zuckte ein
Notizbuch, "bekommt die erste Eins in der Geschichte der
Arbeiter-und-Bauern-Fakultät unserer ehrwürdigen Universität.
Warum? Weil sie 'aber' gesagt hat, 'aber' gedacht und 'aber'
gesagt. Seht sie euch an und nehmt euch ein Beispiel. Hiermit wird
eingetragen: "Fräulein Rose Paal, Landarbeiterin und Studentin,
erhält eine Eins für vorbildliches Verhalten im Unterricht. Was
allerdings den sachlichen Gehalt Ihrer Frage angeht, so muß ich Sie
mit einer Behauptung abspesen: Ja, es ist ein Gedicht, auch
wenn es sich nicht reimt. Warum, das wird Ihnen im
Deutschunterricht beantwortet werden; wir müssen uns hier an die
Geschichte halten, und die ist furchtbar lang, und klein ist nur
die Stundenzahl. Los, Leute, zurück zu Bertolt Brechts Frage und
damit zur ersten Regel unserer neuen Geschichtsbetrachtung: 'Wer
baute das siebentorige Theben?', das ist, was uns interessiert, das
werden wir immer fortan fragen, und wenn wir die Antworten, die wir

darauf bekommen, sauberlich auffädeln, werden wir eines Tages ahnen, was Geschichte ist."

Als es zur Pause geläutet hatte und Riebenlamm gegangen war, drehte sich Trullesand zu Jakob Filter und sagte freundlich: "Na, Förster, wat liegt an, hast du noch Angst?"

Jakob hob die Augen von seinem Heft und antwortete vorsichtig: "Ich glaube, nein, nicht vor Geschichte. Aber jetzt kommt Mathematik..."

Robert schrieb drei Tage lang an seiner Hamburg-Reportage; zwischendurch fuhr er seine Frau in die Klinik, überwachte das Frühstück und die Schularbeiten seines Sohnes, beantwortete dessen Fragen nach dem Zusammenhang zwischen trockenem Schnee und nassen Füßen und stellte entschieden klar, dass zwischen der Grimmschen Knusperhexe und einer gewissen Nachbarin keinerlei Beziehungen bestünden, kochte einmal weisse Bohnen, und zwar so viel, dass es für drei Mahlzeiten reichte, nahm vierundzwanzig Telefongespräche entgegen, beantwortete nicht einen von sechs Briefen, suchte anderthalb Stunden nach seinem Fremdwörterlexikon und fand es schließlich im Kinderzimmer, wo es einer Grossgarage als Fundament diente, fahndete drei Stunden nach Zitronenextrakt und fand keinen, rauchte zweiundsiebzig Zigaretten, über die seine Frau pro Stück zweiundzwanzig Worte machte, die alle wie Lungenkrebs klangen, besuchte eine Mitgliederversammlung des Journalistenverbandes und eine der Parteiorganisation des gleichen Verbandes, hörte in beiden etwa das Gleiche, wurde jedoch in der einen mit Kollege und in der anderen mit Genosse angesprochen, und schrieb bei alledem genau zwölf Seiten a dreissig Zeilen über die Hochwasserfolgen in Hamburg.

Dann fuhr er, mit einem gewichtigen Papier der Redaktion in der Tasche, gen Norden, in die Fakultät seines Beginns.

Das Papier war nötig, denn bei Meibaum konnte es einem passieren, dass er sagte: "Gewiss, Genosse Iswall, gewiss kenne ich dich, ich kenne dich wie deine Westentasche und natürlich weiss ich auch, dass du eine Rede über unsere Fakultät halten sollst, aber wenn du jetzt sagst, du willst etwas für die Zeitung schreiben, dann möchte

ich das noch klaggestellt haben. Als ehemaliger Absolvent und zukünftiger Redner bekommst du selbstverständlich unsere volle Unterstützung. Als Vertreter des Parteiorgans bekommst du sie natürlich auch, nur sind das zwei verschiedene Dinge, und da hätte ich schon ganz gerne Unterlagen, denn in diesen Dingen muss bei mir Ordnung herrschen."

Meibaum sagte es nicht ganz so, aber er war doch sichtlich zufrieden, als es das Schreiben der Redaktion gelesen hatte. Er wies seine Sekretärin an, eine Abschrift davon zu den Akten zu geben, und dann ließ er Robert mit dem Fakultätsarchiv allein.

Das Archiv war, was es zu sein hatte: eine Fundgrube. Es schien, als sei jedes Stück Papier, das in den dreizehn Jahren ABF beschrieben worden war, hier aufbewahrt. Hauserlasse, Auftragsaufträge, Richtlinien für die Verwendung farbiger Tafelkreide, Heimordnungsentwürfe, Entschuldigungszettel - "... mußte ich wegen dringender Reparatur meiner Beinprothese dem Unterricht fernbleiben..." -, Zeugnisduplikate, Stundenpläne und Küchenvorschriften, in denen immerfort von Sparsamkeit und Hygiene die Rede war, - alles war da. Alles über die Vergangenheit und nichts über die Gegenwart.

Doch aus den Abschlußprotokollen ging immerhin hervor, für welche Fakultät an welcher Universität die Absolventen sich beworben hatten. Das war schon viel. Da wußte man, in welcher Richtung man zu suchen hatte.

Er würde aufstehen und rufen wollen: "Seht mal den da, Herrschaften, den mit dem Förstermantel! Das ist Jakob Filter und ein wunderlicher Mensch. Heute ist er ein hoher Waldverweser, sitzt in einem Ministerium und sieht vor lauter verwalteten Wäldern kaum noch einen grünen Baum, aber damals war er ein Forstarbeiter in der Mitte seines ersten ABF-Semesters. Damals begann er gerade, Löffel mit zwei f zu schreiben, und während er da marschiert, zittert er bei dem Gedanken an die nächste Biologiestunde, weil die Reihe der Kerbtiere nicht in seinen Kopf will, und das, obwohl er in seinem Walde mit allem, was da flog und scharrte, kroch und äste,

vertraut war wie kein anderer. Aber Naturkunde ist lange nicht das Schlimmste; da gibt ihm seine Erfahrung oft genug einen Vorsprung vor anderen, jedoch sind da noch neun weitere Fächer, und eines ist immer verwickelter als das andere, und Deutsch ist unter allen das Buch mit den meisten Siegeln. Nicht die Grammatik, die bringt man mit Fleiß in sich hinein; auch nicht die Rechtschreibung, die kann man immer und immer wieder üben. Aber, und das ist es, was an Jakob Filter so wunderbar ist: Er hat keinen Sinn für Wunder, er hat keine Phantasie; er versteht nicht, wieso er, der lernen will, wie man einen Bericht über Schösslingspflege oder die Bekämpfung von Geißblatt und Kiefernspanner (*Bupalus piniarius*) abfaßt, wieso er da ausgerechnet mit den Merseburger Zaubersprüchen beginnen soll. Er begreift nicht, warum ihm der Doktor Fuchs mit dem Parsifal und dem Begriff der "Tölpelheit" plagt, und warum es nicht genügt, wenn man sich "Dem Morgenrot entgegen" einprägt und diesen Walther von der Vogelweide auf seinem symbolischen Steine sitzen laßt, bis er daran anwächst. "Den Wolf soll er sich holen", sagte Jakob Filter erbittert, und bei Nacherzählungen versagte er ganz und gar. Dieser wunderliche Mensch hatte nämlich - so unglaublich es auch klingt, wenn von einem deutschen Kinde in einem deutschen Walde die Rede ist - nicht ein einziges Märchenbuch gelesen. Das gibt es nicht, sagt ihr lieben Kinobesucher? Das gibt es doch. Ich weiß nicht, wie oft es so etwas gegeben hat, aber mit Jakob Filter war es so.

DIE WAFFEN DES GEWISSENS

Dies ist eine uralte Frage: Was vermag ein Wort gegen einen Schuß, ein Satz gegen eine Salve, eine beschriebene Seite gegen ein geladenes Geschütz, ein Gedicht gegen Bombenfeuer - was vermag Literatur gegen den Krieg?

Literatur entscheidet nicht über Tod oder Leben; sie kann nur das eine wie das andere begreiflicher machen, und sie kann den Menschen helfen, Entscheidungen zu finden. Man kann da schreiben und Illusionen nähren; man kann schreiben, um wachzumachen; man kann über die Wirklichkeit hinwegschreiben, oder man kann versuchen, seine Ansichten in diese Wirklichkeit einzubringen.

Zu den gefährlichsten Übeln, von denen die Literatur immer bedroht ist, gehört die Resignation, der bittere Zweifel, ob denn das literarische Wort je etwas zu bewirken vermöge.

Aber schon wenn ein Stück Literatur erreicht, daß ein paar Menschen einiges ein bißchen deutlicher sehen, eine um ein wenig genauere Vorstellung von einem Sachverhalt bekommen, schon wenn Literatur die Menschen ein wenig weniger gleichgültig, um eine Idee wacher, um einiges gefühlsreger macht, schon dann hat sie Großes bewirkt. Wo Literatur die Sinne schärft, wenn Gewohnheit abgestumpft hat; wo sie Lethargie verdächtig macht, wo sie Unbehagen an der schlimmen Zufriedenheit provoziert, da wirkt Literatur und erhält so von sich selbst den Hinweis auf ihre Pflichten.

Ja, wir sind vergeblich - bis zu einem gewissen Grade. Ja, wir gewöhnen uns an vieles - an alles nicht. Ja, unsere Geduld ist dehnbar - aber sie ist nicht unendlich.

Der Zynismus könnte fragen: Gut, aber wieviel Divisionen hat die Vernunft? Wie scharf schießt Verstand? Wie brisant ist die Gerechtigkeit? - Die Dummheit könnte auch so fragen.

Denn was immer hier auf Erden geschieht, ist zwar nicht stets des Menschen Wille, aber es könnte nicht geschehen, wollten die Menschen es anders. Die Vernunft hat die Gewalt, wenn nicht die Gewalt zur Vernunft zu bringen, so doch die, ihr immer engere Grenzen zu ziehen. Der Verstand kann nicht schießen, aber es gehört Verstand dazu, ein Gewehr zu führen - oder es nicht zu führen. Gerechtigkeit schließt Prüfung in sich ein, und fürchten muß sich vor ihr, wessen Taten diese Prüfung nicht vertragen.

Literatur konnte manches sein; Ausdruck und Instrument von Vernunft, Verstand und Gerechtigkeit ist sie in ihren besten Teilen immer gewesen.

Wer über ein Volk herfällt, wer ein Land vergiftet, wer Ernten verbrennt und Männer foltert, muß mit entsetzlich vielen Feinden rechnen. Er mag sich eine Weile in stahlbewährter Sicherheit wiegen, er mag eine Nacht, die er in besetztem Land überlebte, zu seinen Triumphen zählen, er mag den Tod von Müttern und Kindern für Siege halten, aber er muß wissen, daß mit jedem dieser erbärmlichen Siege und Triumphe die Zahl seiner Feinde wächst.

Literatur hat das ungeheure Vermögen, aus einer Ahnung eine Gewißheit zu machen, alte Gewißheit neuem Zweifel auszusetzen, unerträglich werden zu lassen, was bis dahin nur gewöhnlich war, den Schlaf der Ungerechten zu stören und den der Gerechten auch, Unbegreiflichem Namen zu geben, Verdrängtes aufzudecken, Aufgedecktes zu verdrängen - sie hat dies Vermögen, und sie setzt es ein gegen die Barbarei, die da hofft, Gewohnheit zu werden.

Günter de Bruyn

RENATA

Es war genau 8 Uhr, als ich Renata zum ersten Mal sah. Sie betrat das Abteil in dem gleichen Moment, in dem sich der Zug in Bewegung setzte. Ich hatte viel geschwiegen in den Tagen meiner polnischen Reise, weil es mir unangenehm war, als Deutscher erkannt zu werden.

Renata saß mir schräg gegenüber. Alle Leute im Abteil lasen, nur Renata und ich nicht. Sie sah zum rechten, ich zum linken Fenster hinaus. Der Zug fuhr ziemlich langsam. Und plötzlich bot sich mir ein Bild, das ich kannte. Eine schwarzlichgraue Straße, keine Bäume, nur graues hartes Gras am Rand, links ein graurotes, verlassenes Gebäude, rechts 5 graue, einstöckige Häuser. In dem ersten der Häuser hatte ich ein Jahr gelebt, 1940, acht Jahre alt. Ich hatte die Einzelheiten dieses Jahres vergessen, aber jetzt, nach dem kurzen Blick aus dem fahrenden Zug war alles wieder da: die immer dämmerigen Zimmer, das schrille Pfeifen der Lokomotiven, der Garten mit den wohlriechenden Blumen, das stets traurige Gesicht meiner Mutter und die papierene Weiße von Vaters Gesicht, als sie ihn tot hineintrugen eines Abends. "Es war ein traurige Zeit", sagte meine Mutter, als sie davon erzählte, "traurig, sehr traurig war alles dort, auch schon vor Vaters Tod."

Als ich mich ins Abteil zurückwandte, traf mein Blick auf den Renatas. Einige Sekunden lang sahen wir uns an, und es war, als wollte jeder in den Augen des anderen lesen. Renata stand auf und ging hinaus auf den Gang. Ich kam mir plötzlich sehr einsam vor.

Einige Minuten, nachdem Renata weggegangen war, hielt ich es nicht mehr aus, stand auf und stellte mich im Gang an ein Fenster.

"Sie fahren auch nach Krakow?" fragte ich nach einer langen Pause. "Ja, um 12 beginnt mein Dienst. Und Sie?" "Ich will mir Krakow ansehen. Es soll eine schöne Stadt sein!"

"Krakow ist schön, und vergessen Sie nicht, sich Nova Huta anzusehen!" "Was ist das?" "Aus welchem deutschen Staat kommen Sie?" "Weshalb fragen Sie mich danach? Aus Westberlin!" "Ich frage, weil Sie von Nova Huta, von unserer neuen Stadt, auf die wir stolz sind, nichts gehört haben."

"Ist es sehr neugierig zu fragen, was Sie von Beruf sind?" "Krankenschwester. Und Sie?" "Ein schöner Beruf. Ich bin Lehrer." "Ein nicht weniger schöner Beruf und eigentlich meinem verwandt. Auch Sie helfen den Menschen." "Ich bringe den Kindern Geschichtszahlen und deutsche Grammatik bei und bekomme Geld dafür. Aber... Ich meine, ich bin glücklich, daß ich Ihnen begegnet bin. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß mir das noch nie passiert ist: Eine Damenbekanntschaft, die mit politischen Gesprächen beginnt." "Sprechen Ihre Mädchen nur von Mode und Kochrezepten?" "Nein, aber sie nehmen die Politik nicht so ernst." "Und glauben Sie, daß Ihr Geschichtsunterricht nichts mit der Politik zu tun hat?" "Mit der Tagespolitik jedenfalls nicht. Ich bleibe objektiv, gebe Zahlen, Daten, Ereignisse ohne irgendeine Parteinahme." "Und die polnischen Westgebiete?" "Die deutschen Ostgebiete? Die östlich der Oder-Neiße-Linie gelegenen Teile des ehemaligen Deutschen Reiches wurden 1945 durch die Siegermächte von Deutschland abgetrennt und in polnische Verwaltung übergeben." Da sagte sie: "Und die Kinder gehen nach Hause und sagen: Die Polen haben unser Land weggenommen. Und kommt da einer und schreit: Wir sind wieder stark, wir werden es uns wieder holen! Dann denken sie: Warum auch nicht! und laufen mit."

"Sie sehen zu schwarz! Zu sehr von Ihrer Propaganda aus", erwiderte er. "Verzeihen Sie, aber mir ist, als ob ich Ihnen alles sagen kann, was ich denke. Als ich Sie sah, war mir, als ob ich eine alte Freundin wiederträfe..." sagte sie. "Mir geht es auch so..." antwortete er.

In Krakow angekommen verabredeten wir uns auf den Abend. Wir

wollten uns um 8 Uhr in einem Cafe treffen. Den ganzen Tag war ich auf den Beinen und besichtigte Krakow und Nova Huta. Am Abend trafen wir uns zur vereinbarten Zeit. Wir hatten uns länger als eine Stunde gegenübergesessen. Ich habe erfahren, daß ihr Vater 2 Jahre in einem KZ verbracht hatte. Es war schrecklich, daß das immer zwischen uns stand. Damals war ich ein Kind, und sie auch. Alle Cafes und Restaurants schlossen hier schon um 10, deshalb beschlossen wir, eine Tanzbar aufzusuchen.

Der Raum war klein und wirkte intim. Um die kreisrunde Tanzfläche waren die Platze gruppiert, von denen die meisten schon besetzt waren. Ein Kellner führte uns an einen freien Tisch. Als wir auf einer Polsterbank nebeneinander saßen, hatten wir alles um uns vergessen. Wir tanzten, sprachen, lachten. Renate sprach mit Menschen, die sie gar nicht kannten. Wir waren glücklich. "Es sind alles gute Menschen bei uns", sagte sie. "Ja, Renata, ich werde es nie vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Und du bist die Beste und die Schönste von allen. Immer, wenn ich an Polen denken oder von Polen hören werde, werde ich von dir hören, an dich denken!" Und da sah ich, daß sie weinte. Ich wollte ihr die Tränen abküssen, aber sie wandte sich ab. Da streichelte ich ihr ganz leicht die Hand und wußte, daß es nun vorbei war mit unserer Fröhlichkeit. "Was soll ich tun ohne dich, heute, wenn dein Zug wegfährt?" schluchzte sie. "Renia, denk nicht daran! Bestimmt komme ich wieder nach Polen, und dann nicht nur für einen Abend!" Da sah sie auf, und ich erschrak vor ihrem Blick, der ihr ganzes Gesicht verändert zu haben schien. Ihre Augen waren feucht, aber alle Weichheit war aus ihnen verschwunden. Angst war in diesem Blick und die Entschlossenheit, sie zu überwinden, aber keine Spur mehr von dem Glück der letzten Stunden. "Aber nicht in Uniform! Bitte, komm nicht in Uniform!" sagte sie dann langsam. "Du tust mir Unrecht!" sagte ich, nachdem ich begriffen hatte, warum ihr Blick so hart und ihr Gesicht so kalt geworden war. "Ich war ein Kind damals!" "Auch ich war ein Kind damals", sagte sie. "Aber vielleicht gerade deshalb ist alles so fest im Gedächtnis haften geblieben."

DER GETEILTE HIMMEL

"Wo bist du jetzt?" fragte Manfred sie. Er lächelte. "Mach doch kein Drama daraus. Was ist schon passiert? Ich war sowieso hier. Man machte mir ein günstiges Angebot. Ich blieb. - Eine normale Sache."

"Überall", sagte Rita. "Nicht bei uns. Weißt du, daß deine Mutter sich rühmte, die zwei Leute, die dich geworben haben, direkt bestellt zu haben? Weißt du auch, warum sie das tat? Daß sie krank war vor Verzweiflung über ihr verlorenes Leben? Daß du, weil du sie verachtet hast, ihr Rechtfertigung verschaffen solltest? - Weißt du auch, was Wendland gesagt hat: "Ich verzeih das manchem. Ihm nicht." Er wußte, was er tat."

"Gerade Wendland!" rief Manfred voller Haß. Die stillschweigende Übereinkunft, sich gegenseitig nicht unnötig noch mehr zu verletzen, war außer Kraft gesetzt. "Gerade der! Der sollte doch wissen, was gespielt wird! Der ist doch nicht auf die Zeitung angewiesen. Der sieht doch hinter die Kulissen. Ja denkst du denn, ich wäre nicht auch mal voller Hoffnung gewesen? Ich hätte nicht auch mal gedacht, mit der Wurzel des Übels wurde man auch das Übel aus der Welt ausreißen? Aber es hat tausend Wurzeln. Es ist nicht auszurotten. Edel vielleicht, sich weiter daran zu versuchen. Aber ohne Überzeugung wird Edelmut zur Grimasse."

Denkst du, das macht Spaß, sich zeitlebens angeschmiert zu sehen? Du erlebst es zum erstenmal - ich nicht. Das ist der Unterschied.

Hier weiß ich, woran ich bin. Hier bin ich auf alles mögliche gefaßt. Drüben wird es noch wer weiß wie lange dauern, ehe hinter den schönen Worten die Tatsachen vorkommen. Die Tatsachen sind: Der Mensch ist nicht dazu gemacht, Sozialist zu sein. Zwingt man ihn dazu, macht er groteske Verrenkungen, bis er wieder da ist, wo er hingehört: an der fettesten Krippe. Dein Wendland kann mir leid tun, tatsächlich, das kann er!"

"Warum bist du so wütend auf ihn?" fragte Rita leise.

Die Frage brachte ihn so weit, daß er sie am liebsten

geschnitten hatte. Diese wilde Verzweiflung hatte sie noch nie an ihm gesehen.

In dieser Sekunde begriff er: Das Leben, das er hinter sich gelassen hatte, das er beschimpfte, verließ ihn nicht mehr. Das machte ihn rasend. Es ging jetzt nur noch darum, die schale Enttäuschung über sich selbst - dem Druck des härteren, strengeren Lebens nicht standgehalten zu haben - loszuwerden an einen anderen.

Wenn ich mit ihm ginge, dachte Rita, schadete ich nicht nur mir selbst. Ich schadete auch ihm, und ihm am meisten.

"Jetzt müssen wir Wein trinken, nicht?" sagte Manfred. Rita nickte. Sie sah zu, wie er der abgehetzten Kellnerin die Flasche aus der Hand nahm und selbst eingoß. Der Wein war grünlichgelb, er hatte seinen Duft und seine herbe Leichtigkeit schon in der Farbe. Mondwein, dachte sie. Nachtwein, Erinnerungswein...

"Worauf trinken wir?" fragte er. Da von ihr keine Antwort kam, hob er sein Glas. "Auf dich. Auf deine kleinen Irrtümer und ihre großen Folgen."

"Ich trink auf gar nichts", sagte sie. Sie trank auf gar nichts mehr.

Als die Flasche leer war, verließen sie das Cafe, das immer noch von der Familie des Eifrigen beherrscht wurde. Sie gingen die Straße hinunter bis an einen großen runden Platz, der, fernab vom Verkehr, um diese Zeit fast einsam war. Sie blieben an seinem Rand stehen, als scheuten sie sich, seine Ruhe zu verletzen. Eine merkwürdige, aus vielen Farben gemischte Tönung, die über dem Platz lag, lenkte ihre Blicke nach oben. Genau über ihnen verlief, quer über dem großen Platz, die Grenze zwischen Tag- und Nachthimmel. Wolkenschleier zogen von der schon nachtgrauen Hälfte hinüber zu der noch hellen Tagseite, die in unirdischen Farben verging. Darunter - oder darüber? - war Glasgrün, und an den tiefsten Stellen sogar noch Blau. Das Stückchen Erde, auf dem sie standen - eine Steinplatte des Bürgersteiges, nicht größer als ein Meter im Quadrat, - drehte sich der Nachtseite zu.

Früher suchten sich die Liebespaare vor der Trennung einen

Stern, an dem sich abends ihre Blicke treffen konnten. Was sollen wir uns suchen?

"Den Himmel können sie wenigstens nicht zerteilen", sagte Manfred spöttisch.

Den Himmel? Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer? "Doch", sagte sie leise. "Der Himmel teilt sich zuallererst."

Der Bahnhof war nahe. Sie gingen durch eine schmale Seitenstraße und hatten ihn vor sich. Manfred blieb stehen. "Dein Koffer!" Er sah, daß sie nicht mehr zurückgehen wurde. "Ich schick ihn dir." Alles, was sie brauchte, hatte sie in der Handtasche.

Sie kamen in den dicksten Abendverkehr. Sie wurden gestoßen, gedrängt, auseinandergetrieben. Er mußte sie festhalten, um sie nicht jetzt schon zu verlieren. Er umspannte mit der Hand leicht ihren Oberarm und schob sie vor sich her. Keiner sah das Gesicht des anderen, bis sie in der Bahnhofshalle stehenblieben.

Was jetzt nicht beschlossen war, konnten sie nicht mehr beschließen. Was jetzt nicht gesagt war, konnten sie nicht mehr sagen. Was sie jetzt nicht voneinander wußten, würden sie nicht mehr erfahren.

Ihnen blieb nur dieser schwere, blasse, nicht mehr von Hoffnung und noch nicht von Verzweiflung gefärbte Augenblick.

Rita nahm ein Fädchen von seiner Jacke. Ein Blumenverkäufer, der genau studiert hatte, wann man abschiednehmende Liebespaare stören darf, trat an sie heran. "Ein Sträußchen gefällig?" Rita schüttelte hastig den Kopf. Der Mann zog sich zurück. Man lernte nie aus.

Manfred sah auf die Uhr. Ihre Zeit war genau bemessen. "Geh jetzt", sagte er. Er ging mit ihr bis zur Sperre. Da blieben sie wieder stehen. Rechts zog der Strom zum Bahnsteig hoch an ihnen vorbei, links der Strom zurück in die Stadt. Sie konnten sich auf ihrem Inselchen nicht lange halten. "Geh", sagte Manfred.

Sie sah ihn weiter an.

Er lächelte (sie soll ihn lächeln sehen, wenn sie an ihn denkt). "Leb wohl, braunes Fräulein". sagte er zärtlich. Rita legte ihren Kopf eine Sekunde lang an seine Brust. Noch Wochen später fühlte er den federleichten Druck, wenn er die Augen schloß.

Sie mußte dann wohl durch die Sperre und die Treppe hinaufgegangen sein. Sie muß mit einer Bahn gefahren sein, die sie zum richtigen Bahnhof brachte. Sie wunderte sich nicht, daß nun alles leicht und schnell ineinandergriff. Ihr Zug stand schon da, wenig besetzt. Ohne Hast stieg sie ein, nahm Platz, und da fuhren sie schon. So mußte es sein.

Das geringste Hindernis zu überwinden, irgendeinen noch so unwichtigen Entschluß zu fassen wäre jetzt über ihre Kraft gegangen.

Sie schlief nicht, aber sie war auch nicht voll bei Bewußtsein. Das erste, was sie nach langer Zeit wahrnahm, war ein heller stiller Teich im dunklen Land. Der hatte das ganze bißchen Licht, das immer noch am Himmel war, auf sich gezogen und spiegelte es verstärkt zurück.

Merkwürdig, dachte Rita. So viel Helligkeit bei so viel Dunkel.

Jan Petersen

YVONNE

Mein Freund Robert gehört zu den Menschen, deren Selbstsicherheit und Energie gleichsam anstecken. Das ist nicht nur mein Eindruck. Oft habe ich es auch von anderen gehört, wenn sie über Robert sprachen. Er ist kräftig und hochgewachsen, seine hellbraunen Augen sind voll Lebensfreude. Spricht er, den Kopf mit der hohen Stirn und dem dichten, graumelierten Haar etwas schräg gestellt, als überlege er jedes seiner Worte, so hat man das Gefühl: Ihm kannst du vertrauen; ihn kann nichts unterkriegen.

Seit einigen Jahren ist Robert Werkleiter. Er hat in dem Werk, das ihm anvertraut ist, einst selbst am Schraubstock gestanden und die Feile geführt. "Zu ihm kann man immer kommen. Er findet für jeden Zeit. Wie er das möglich macht, ist uns rätselhaft. Aber es ist so!" Das sagt man dort von Robert. Vom jüngsten Lehrling bis zum Chefsingenieur.

Ich kannte ihn seit mehr als zwanzig Jahren. Aber was wußte ich eigentlich von ihm? Von seinem Leben? Er sprach nie von sich.

Wie mochte es in ihm aussehen? Ein Privatleben schien für Robert ein unbekannter Begriff zu sein. Er hatte keine Familie. Man sah ihn immer allein.

Als wir einmal zusammensaßen, begann ich: "Wir sagen, bei uns steht der Mensch im Mittelpunkt! Und dann sprechen wir meist von materiellen Dingen. Richtig, und gut und schön. Aber was wissen wir eigentlich voneinander? Sollten wir nicht mehr von den Menschen reden?"

"Da hast du recht", antwortete Robert ruhig.

"Ich bin der Meinung, daß man jemanden erst richtig kennt, wenn man auch um seine Vergangenheit weiß", fuhr ich fort. "Das ist doch so. Im Guten wie im Bösen!"

Er nickte zustimmend.

Ich war in Eifer gekommen. "War es zum Beispiel ein Zufall, daß es bei uns nach dem Zusammenbruch neunzehnhundertfünfundvierzig Menschen gab, die von einem Tag auf den andern große Verantwortungen übernahmen? Was gehörte damals dazu! Wissen und Können. Anständigkeit. Ein lauterer, fester Charakter. Eine Überzeugung, hart wie Stahl. Und nicht zuletzt: ein Wille zum Leben, der sich gegen eine Flut von Verzweiflung und Lethargie durchsetzen mußte! - Viele, die uns damals aus dem Chaos führten, hatten sich die Eigenschaften und Fähigkeiten in den langen, schweren Jahren unseres antifaschistischen Widerstandskampfes erworben. Für manch einen wäre es heutzutage lehrreich und nützlich, das zu wissen."

Einen Augenblick lang war Schweigen zwischen uns.

Dann sagte Robert: "Man vergißt immer zu schnell. Auch wir. In manchen Dingen mag das gut sein, aber manchmal..."

Er schwieg und sah zu dem kleinen Garten, der vor dem Hause lag. Ein Pfirsichbäumchen stand dort in vollem Blütenschmuck. Eine hauchzarte, rosa Blütenwolke in der Abenddämmerung.

Heute muß ich ihn fragen! dachte ich. Wann sitzen wir schon mal so zusammen? Jeder von uns lebt wie in einem Wirbel!

Ich begann erneut: "Du hast mir einmal erzählt, daß du in den Jahren unseres antifaschistischen Widerstandskampfes nach Paris geschickt worden bist. Aber weshalb? Das hast du mir nie gesagt!"

Robert sah mich überrascht an. Blickte wieder hinaus. Und

blieb stumm. Sein Gesicht war plötzlich wie von einer Wolke überschattet. Mich reute auf einmal meine Frage. Hätte ich etwas heraufbeschworen, worüber er nicht gern sprach? Etwas, das er in sich eingeschlossen hatte? Hatte ich Erinnerungen wachgerufen, die er vielleicht vergessen wollte? Diese plötzliche Stille! Sie schien uns einzuhüllen, wie eine Wand zwischen uns zu stehen, uns voneinander zu entfernen.

Robert räusperte sich. Er sah an mir vorbei.

"Gut, ich will dir erzählen, wie das damals war", sagte er langsam und getragen. "Und ich will mit einem Vorfall beginnen, der mich beinahe in Gefahr gebracht hätte..."

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Sah wieder in die Abenddämmerung hinaus. Lange saß er so. In Gedanken versunken. Und erneut spürte ich, daß er zögerte.

Dann begann er, leise und verhalten, als spräche er zu sich selbst.

G. Rentzsch, G. Stueber

ICH HEISSE JOSEF SONTOWSKI

Ich heiße Josef Sontowski, zweiunddreißig Jahre, verheiratet, eine Tochter.

Zu Hause bin ich in Bytom. Also die Gegend von Katowice und Ruda Slaska, Erz, Steinkohle. Die Luft ist da nicht wie in Zakopane. Aber die Eltern sind halt dort hängen geblieben, wie das eben so war nach dem Krieg, auf die Luft kam es ja nicht an, und die Wäsche - no, was war schon auf die Leine zu hängen damals. Nicht das Problem, wie die deutschen Kollegen immer sagen. Nicht das Problem. Ich arbeite im Baufach. Angefangen mit Maurer, als Maurer, Bautechnikum, dann Vorarbeiter, Meister. Und da komm ich noch mal auf die Luft daheim. Das ist so: Ich muß sie nicht aufriecken das ganze Jahr. Ich bin viel unterwegs, mal da, mal dort. Jetzt arbeite ich bei Krakow, ein Tunnelbau. Darauf bin ich spezialisiert, Tunnel und Schächte. Sehr interessant. Nicht so, was ich früher gemacht habe: jedes Zimmer ein Fenster oder zwei, eine

Tür oder zwei, und war der eine Block fertig, kam der nächste an die Reihe. Und wieder die Fenster, die Türen. Ich muß immer was Neues machen, ja. Schwierige Technologie, das reizt mich. In Krakow bin ich noch nicht lange, ein paar Monate. Vorher hab ich drei Jahre in Zielitz gearbeitet. Das finden Sie in keinem Atlas, dieses Zielitz. Doch ich glaub schon, wenn ein neuer gedruckt wird, dann wird es wohl drauf sein. Jedenfalls wie uns damals der Kopan Julian, unser Hauptingenieur, gesagt hat: Wir bauen in Zielitz, aber wo das genau ist, weiß ich auch nicht, da hat der Puchalla gesagt: Ich besitz auch eine ganz neue Karte aus der DDR, da ist jeder Kuhflecken drauf, wo das Auto früh auch eine einzige Milchkanne abholt. Und dann haben wir dieses Zielitz gesucht.

Wo soll denn das sein?

Bei Magdeburg.

No, Magdeburg haben wir gleich gefunden, große Stadt, die Elbe. Aber Zielitz nicht. Es war nicht drauf.

Ich weiß noch, wie ich damals angekommen bin in Magdeburg und gefragt habe: Bitte, wo ist Zielitz? Da wußten die meisten Leute auch nicht mehr als die Karte vom Puchalla.

Und dort sollten wir arbeiten, siebenhundert Polen.

Ich erzähl ein bißchen durcheinander, Sie werden entschuldigen. Auch mein Deutsch. Vor allem die Falle. Geht man hin, heißt es die Post. Aber heraus kommt man aus der Post. Und natürlich Vokabeln. Einmal, das ist in einer Magdeburger Klinik gewesen, fragt mich der Arzt: Stillt diese Frau noch? Er meinte eine von unseren Frauen mit Baby, und ich war mitgefahren als Dolmetscher, aber ich wußte es nicht: Was ist das - stillt? Was meint er? Kommt nicht vor in meinem Fach, das Wort. Da zeigt er erst auf seine Brust, dann auf das Baby und spitzt den Mund. Da wußte ich: Acha - nakarmic piersia!

Daß ich also auf Deutsch erzählen kann, wie alles so gekommen ist - no, erstens: Es muß einer schon viel Stroh unter der Mütze haben, wenn er drei Jahre in einem andern Land lebt und kann am Ende zum Beispiel nicht fragen:

Was kostet dieser Schlips, bitte?

Oder wo bleibt mein Beton? Erstens. Zweitens: Ich hab jahrelang nur Deutsch gesprochen. Ich bin Pole. Der Vater, die Mutter - Polen.

Aber von meiner Muttersprache konnte ich jahrelang kein Wort. Nur Deutsch. Bitte, danke, ich mach das nicht wieder, ich heiße Josef Sontowski - Deutsch. Ich war noch nicht drei Jahre alt, als ich ins Lager kam in Deutschland. Bei Mittweida war das, zweiundvierzig. Ich war von meinen Eltern getrennt, der Vater woanders, die Mutter woanders. Ich kann mich nicht gut an diese Zeit erinnern. Manchmal fragt mich heute die Mutter: Weißt du noch, wie ich dich gefunden habe, und du hast nicht einmal 'Guten Tag' sagen können auf polnisch? Aber ich weiß es nicht mehr. Oder ich weiß es nur, weil die Mutter mir so oft davon erzählt hat. Ja, so war das. Dann habe ich zwanzig Jahre lang Deutsch überhaupt nicht mehr gebraucht: Was man nicht braucht, vergißt man, klar. Als ich in Magdeburg ankam und gefragt habe, wo ist Zielitz, da hab ich vorher im Wörterbuch nachgeschaut.

No, die Wahrheit ist: so ungefähr. Etwas war noch geblieben, aber ganz, ganz wenig. Danach habe ich jeden Tag zweihundert Wörter gelernt, bei A angefangen, wo ich dachte, es ist wichtig vom A wie abändern, abbinden, Abbruch, Abfahrt, und dann das B, das C. Jeden Tag zweihundert. Aber das war erst später. Denn die Wahrheit ist auch, vor zehn Jahren hatte ich kein Wörterbuch in die Hand genommen.

Meine Erinnerung an die Deutschen, wenn das auch nicht viel war, aber ich bin Pole, und da ist es schon egal, was einer selbst erlebt hat und ob er sich noch daran erinnern kann. Die andern tun das für einen, sich zu erinnern. So war das auch bei mir. Ich habe viel gehört über diese Zeit, viele Bücher gelesen. Aus den Büchern erfuhr ich, was ich nicht gewußt hatte: Die Deutschen im KZ, das war nicht nur SS. Es gab deutsche Kämpfer gegen den Faschismus, und Polen und Deutsche sind Kameraden gewesen.

Aber wie viele Polen hatten solche Deutschen schon kennengelernt? Gut, der Krieg war lang vorbei. Es gab die DDR, Freundschaftsvertrag - gut. Aber Vertrag war für mich erstmal nur Feierlichkeit und Fahnen, und die Bücher und die Zeitungen waren Papier. Wie ist es wirklich? Wie sind die Menschen? Das hat mir schon keine Ruhe gelassen.

DER GENERAL KOMMT

Maschinengeräusch, Hobelmaschine, dazwischen Werkstrene

- Ede *schreit* Frühstück!
 Maschine läuft aus
- Atze Wird aber auch Zeit!
- Ede Nu werden wir mal sehen, was Mutter heute zu bieten hat.
 Gestern die Pfefferkornsalami... Machs Fenster zu! Mir
 ziehts ja hier die ganzen Späne auf die Stullen...
- Atze *laut* Himmeldonnerwetter! Jetzt reicht's mir aber. Wenn
 dieses verdammte Loch im Fußboden nicht bald zu ist, da,
 da...
- Ede *kaut und lacht* Bist mal wieder in die Falle gegangen,
 Atze?
- Atze Ja. Du lach mal! Wirst dir auch noch die Beine brechen,
 dann lachst du nicht mehr. Aber ich sage dir, Ede: Wenn mit
 dem Loch nicht bald was passiert, passiert was, bevor was
 passiert.
- Ede Der Meister hatte dir ja schon 'n paar mal angeboten, du
 sollst dir 'ne halbe Karre Beton holen und...
- Atze Wieso denn ich? Bin ich Tischler oder Maurer oder was?
- Ede Na, ich dachte nur, wo du doch so'n Rochus auf dein Loch
 hast.
- Atze Ich höre immer: dein Loch. Dein Loch ist es genausogut.
 Also ist es unser Loch. Aber ich seh schon, dich läßt das
 alles völlig kalt.
- Ede *kauend* ... ist schon drei Monate so...
- Atze Schlimm genug. Aber jetzt ist Sense. Nach dem Frühstück
 gehe ich sofort zum Meister, und dann...
- Türenklappen*
- Ede Nicht nötig, der läuft dir bereits zu. Jetzt paß mal auf,
 wie ich den auf Trab bringe... *Flüsternd* und spiel mit,
 hörste?

Meister Prost Frühstück, Männer, laßt euch nicht stören.

Ede Keine Angst, Meister, wir lassen uns nicht stören. Aber Atze hat Ihnen was mitzuteilen.

Meister So, was denn?

Atze Ach...

Ede Atze ist nämlich wieder mal in unsere Arbeiterfalle gerannt.

Atze Das sage ich Ihnen, Meister: Ich mach das nicht mehr mit, ich nicht! - Meister, das ist Arbeitsschutz...

Ede Wir wollen Sie ja nicht in die Pfanne hauen, Meister, daß wir uns da richtig verstehen. Aber wo morgen doch nun die Betriebsbegehung ist... Jedenfalls, ich würde sagen, wenn zum Beispiel der General das Loch sieht...

Atze Wenn er es sieht, dann haben Sie ja noch Glück gehabt, aber wenn er es nicht sieht, das Loch...

Ede ... und er tappt rein, wie unser Atze, dann ist es 'ne Generalsfalle. Au warte! Da möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken, Meister.

Atze Na, vor allem, wo man doch jetzt so großen Wert auf die Arbeits- und Lebensbedingungen legt.

Ede Der General wird sich schon wundern über die Schlamperei hier.

Meister Was denn? Welcher General? Der Generaldirektor kommt? Selber?

Ede Ach! Das wissen Sie gar nicht? Aber Sie waren doch eben oben zum Rapport. Dann soll das wohl geheim gehalten werden. Und ich quatsche, ich Idiot.

Meister Wo habt ihr das her?

Ede Buschfunk! Einer sagt's dem andern! Aber ich will nichts gesagt haben!

Meister Wieso? - Ich habe euch doch schon paar mal gesagt, holt euch 'ne halbe Karre Beton...

Atze Also, Meister, wir zweie, wir sind hier einfache Arbeiter - was Ede? -, uns wird der General nicht zusammenstauchen. Aber wenn ich mittlerer Leitungskader wäre, zum Beispiel Meister, hätte ich Bammel vor morgen, wenn der General hier durchgeht und die Arbeits- und Lebensbedingungen

überprüft...

Meister Was denn, morgen schon?

Ede Halt den Mund, Atze. - Von uns erfahren Sie nichts mehr.

Meister Also gut. Ich werde das mal einleiten,sonst wird das ja nie was. *Im Abgehen* Alles muß man selber machen. *Tür*

Ede Dem haben wir es aber gegeben, was? Mach'n Mund zu, Atze.

Atze *stauend* Der kriecht tatsächlich auf den Leim. Ede,altes Haus,du zündest ja schneller als ein ganzes Paket Streichhölzer.

Ede Wieso?

Atze Na, wie du das gesagt hast mit der Generalsfalle... Du,ich glaube, jetzt läuft das.

Ede Man muß sich seine Vorgesetzten eben erziehen, lernste auch noch.

Atze *lacht* Na, hoffentlich gibts keinen Ärger mit dem General!

Ede Keine Sorge, wir haben schon ganz andere Dinger vermauert!
Ausblenden

Schreibmaschinengeräusch einblenden. Tür

Meister Sag mal,Tippchen,das mit dem Informationsfluß,das klappt wohl neuerdings auch nicht mehr?

Tippchen Wieso?

Meister Morgen kommt der General,und ich muß mir das von meinen Leuten sagen lassen. Was verspricht ihr euch eigentlich davon? Soll das 'ne neue Linie sein?

Tippchen W e r kommt? Der General?

Meister Große Inspektion - Arbeits- und Lebensbedingungen und so... Wißt ihr hier oben etwa auch nichts davon?

Tippchen Kein Stuck. - Du lieber Himmel. Und der Chef nicht da. Woher hast du denn das?

Meister Buschfunk. Da ist immer was dran.

Tippchen Aber da muß ich das...

Meister Mach keinen Unsinn, Tippchen, das bleibt unter uns.

Tippchen Aber da muß doch was eingeleitet werden.

Meister Wann kommt der Chef denn wieder?

Tippchen Morgen früh.

Meister Dann fädelst d u eben mal was ein. Bei dir laufen doch sowieso alle Fäden zusammen. Du wirst das Kind

schon schaukeln. Und ich, ich bringe inzwischen
meinen Meisterbereich auf Hochglanz - die werden
staunen!

Nr.

QUELLENVERZEICHNIS

- Becher J. R. Gesammelte Werke. Gedichte 1936-1941. Berlin und Weimar, 1966. S. 13.
- Brecht B. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Berlin und Weimar, 1967. S. 31.
- Borcherts Werke. Moskau, 1967. S. 147-149.
- Böll H. Mein trauriges Gesicht. Moskau, 1968. S. 51-53.
- Döblin A. Berlin, Alexanderplatz. Leipzig, 1977. S. 159-161.
- Feuchtwanger L. Die Füchse im Weinberg. Berlin und Weimar, 1965. S. 896.
- Goethe J. W. Werke in 10 Bänden. Bd.3. S. 83-84, 275-276, 283.
- Goethe J. W. Faust I/II. Urfaust. Berlin und Weimar, 1975. S. 73-76.
- Heine H. Ausgewählte Werke. Moskau, 1951. Bd. 1. S. 305-306; Bd. 2. S. 7-8, 43-45.
- Kant H. Die Aula. Berlin, 1975. S. 242-244.
- Krusche D. Aufschluß. Kurze deutsche Prosa im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Teil I: Texte. Bonn, 1989. S. 4-12, 204-206.
- Krusche D. Mit der Zeit. Gedichte in ihren Epochen, ausgewählt für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Teil I: Texte. Bonn, 1990. S. 107.
- Lessing G. E. Werke in 5 Bänden. Berlin und Weimar, 1975. Bd.1. S. 237-239; Bd. 4. S. 484-485, 489.
- Mann H. Der Untertan. Moskau, 1950. S. 50-53.
- Mann Th. Es geht um den Menschen. Moskau, 1976. S. 61-62.
- Mann Th. Gesammelte Werke in 12 Bänden, Band 1. Berlin und Weimar, 1955. S. 723-724.

Porträt einer dicken Frau. Hörspiele 12. Berlin, 1974. S. 104-106.

Schiller Fr. Werke in 5 Bänden. Band 2. Berlin und Weimar, 1965. S. 302-303.

Strittmatter E. Ole Bienkopp. Berlin und Weimar, 1967. S. 260-262.

Wolf Chr. Der geteilte Himmel. Halle (Saale), 1963. S.287-288.

INHALTSVERZEICHNIS

Teil I. STOFFE FÜR DIE ANALYSE DER LITERARISCHEN GENRES

B. Brecht. Herr K. und die Katzen	4
B. Brecht. Form und Stoff	4
E. Strittmatter. Voller Morgen	5
E. Strittmatter. Die Katze	5
E. Strittmatter. Wildgänse II	6
J. Nowotny. Die Gudrunsage	7
St. Hermlin. Die Argonauten	9
G.E. Lessing. Der Löwe und die Mücke	11
G. Chr. Lichtenberg. Die beiden Magnetnadeln	12
A. Schopenhauer. Die Stachelschweine	13
H. Hesse. Chinesische Legende	14
J. W. Goethe. Legende	16
A. Stifter. Menschliches Gut	18
G. Büchner. Es war einmal ein arm Kind	19
K. Tucholsky. Märchen	19
Es ist ein Schnee gefallen	20
Ich soll ein Nönnlein werden	20
Herr von Falkenstein	21
Es waren zwei Gespielen	23
H. Heine. Lorelei	24
C. Brentano. Lore Lay	25
A. Gryphius. Vanitas, vanitatum et omnia vanitas	29
Das hungernde Kind	29
Fr. Hölderlin. Natur und Kunst, oder Saturn und Jupiter	30
Fr. Hölderlin. Hälfte des Lebens	31
J. W. Goethe. Das Veilchen	32
J. W. Goethe. Erlkönig	33
J. W. Goethe. An den Mond	34
J. W. Goethe. Der Gott und die Bajadere	35

Teil II. STOFFE FÜR DIE LINGUOSTILISTISCHE TEXTANALYSE

G. E. Lessing. Hamburgische Dramaturgie	40
G. E. Lessing. Emilia Galotti	41
G. E. Lessing. Nathan der Weise	43
J. G. Herder. Fragmente über die neuere deutsche Literatur	45
Fr. Schiller. Wilhelm Tell	48
Fr. Schiller. Fabale und Liebe	52
Fr. Schiller. Die Teilung der Erde	53
J. W. Goethe. Die Leiden des jungen Werther	55
J. W. Goethe. Prometheus	57
J. W. Goethe. Willkommen und Abschied	59
J. W. Goethe. Faust	60
H. Heine. Die Harzreise	63
H. Heine. Deutschland. Ein Wintermärchen	67
G. Büchner. Woyzeck	69
Th. Storm. Die Stadt	72
H. Mann. Der Untertan	72
Th. Mann. Buddenbrooks	76
Th. Mann. Tonio Kröger	79
Th. Mann. Der Zauberberg	81
Th. Mann. Mario und der Zauberer	85
A. Döblin. Berlin, Alexanderplatz	88
L. Feuchtwanger. Die Füchse im Weinberg	95
Fr. Kafka. Auf der Galerie	96
A. Seghers. Das Obdach	97
A. Seghers. Das siebte Kreuz	104
W. Bredel. Harrick	105
B. Brecht. Fragen eines lesenden Arbeiters	110
J. R. Becher. Tränen des Vaterlandes anno 1937	111
J. R. Becher. Verteidigung der Poesie	112
W. Borchert. Die Küchenuhr	114
W. Borchert. Das Brot	116
H. Böll. Die verlorene Ehre der Katharina Blum	118
E. Strittmatter. Ole Bienkopp	120
J. Bobrowski. Brief aus Amerika	127

H. Kant. Die Aula	I28
H. Kant. Die Waffen des Gewissens	I34
G. de Bruyn. Renata	I36
Chr. Wolf. Der geteilte Himmel	I39
J. Petersen. Yvonne	I42
G. Rentzsch, G. Stueber. Ich heiße Josef Sontowski	I44
H. Dembny. Der General kommt	I47
QUELLENVERZEICHNIS	I51

Подписано в печать 19.07.93г. Формат 60х84/16.
Бумага белая оберточная. Объем 9,75 физ.печ.л.,
9,07 усл.печ.л. Тираж 500 экз. Заказ № 3373
Изд-во "Самарский университет", 443011, г.Самара,
ул. акад. Павлова, 1.

СП "СамВен", 443099, г.Самара, ул.Венцека, 60.